Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1863)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655596

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Des Hinkenden Boten Neujahresgruß

Was birgt wohl dieses Jahr im Schooße?
Sind's gute oder schlimme Loose;
Ist's Krieg mit seinen blut'gen Spuren,
Ist's Friede mit den blüh'nden Fluren,
Ist's Elend, oder Geld und Gut,
Betrübniß oder froher Muth?
So sinnt wohl mancher hin und her,
Und macht sich drob das Herz nur schwer.

Und was bring ich euch denn wohl heute
Zum Botengruß, Ihr lieben Leute?
Wohl sah ich manch unheimlich Walten,
Manch droh'nde Wolke sich gestalten:
Sah manchen Fürsten heimlich rüsten,
Auf freoles Annexionsgelüsten;
Sah Völkerrecht und Ehre schwanken,
Den ältesten der Throne wanken;
Des Bürgerkrieges Flamme lodern,
Selbst Bruderblut von Brüdern fordern;
Sah auch manch faulen Frieden gähren,
Am Landesmark, wie Seuchen, zehren;
Doch auch manch rüstig Volk gedeihen,
Verdienten Wohlstand's sich erfreuen;
Sah stolzen Reichthums Uebermuth
Und Frohsinn auch bei schmalem Gut.

Doch, an dem allem still vorbei,
Zog ich des Wegs — mir war nichts neu.
Stets folgt der Mensch der alten Spur,
Er wechselt sich die Namen nur,
Und selbst das Gute trägt allzeit
Das Mal der Unvollkommenheit.

Zwei Worte nur sind mir geblieben,
Die bring' ich euch zum Gruß, Ihr Lieben!
In ihnen liegt der Völker Glück,
Die Quintessenz der Politik;
Einst galten sie, an manchem Ort,
Bei uns auch als ein fester Hort;

Ob sie die heut'ge Welt wird fassen —
Das muß ich Euch wohl überlassen.

Mein erstes heißt Genügsamkeit.
Welch nüchtern Wort für unsre Zeit!
Da wo, von Jugend auf verwöhnt,
Sich alles nur nach Freude sehnt;
Wo Arbeit sauer schmeckt und herb,
Nur höchstens dient zum Gelderwerb,
Um nach vermeinter „harter Frohn"
Sich gut zu thun vom „kargen Lohn";
Wo Müßiggang und Eitelkeit,
Spiel treiben mit der kostbar'n Zeit,
Genüsse ohne End und Zahl
Den Leichtsinn pflanzen überall. —
Doch, wo noch Zucht im Hause wohnt,
Ein Blick des Vaters reichlich lohnt
Des Sohnes Fleiß — und Mutterliebe
Noch stillt der Tochter Herzenstriebe;
Wo Arbeit schon in früher Jugend
Gepflegt wird als ein Quell der Tugend,
Der einst des Mannes Thatkraft stählt
Und selbst den Greis noch frisch erhält;
Wo Freude nur, als Ehrenpreis,
Gesucht wird im Erholungskreis:
Da wird auch wohl in uns'rer Zeit
Mein nüchtern Wort „Genügsamkeit"
Als werther Gast noch aufgenommen
Und ist mein Botengruß willkommen.

Mein zweites Wort ist Gott geweiht;
Auch es stammt aus der Väter Zeit,
Die wohl vor Gott die Knie beugten,
Doch nie vor ird'scher Macht sich neigten.
Drum gilt's nicht euch, die sich gefallen,
Gleich unterthänigen Vasallen,
Zu legen Urtheil und Gewissen
Feig einem Mächtigen zu Füßen —
Auch euch nicht, die ihr klug und weise,
Euch Götzen schafft nach eigener Weise;
Mit Gottes Ordnung nie zufrieden,
Selbstherrscher möchtet sein hienieden;
Denn Gottesfurcht, so heißt mein Wort,
Der Völker unschätzbarer Hort:
Wo diese lebt in einem Lande
Da schlingen segensreiche Bande
Sich um das Volk und seine Väter,
Die auch — als Gottes Stellvertreter —
Nur nach des Volkes Wohlfahrt trachten
Und nie auf eignen Vortheil achten.

Ja, Gottesfurcht, Genügsamkeit:
Wo eurem Dienst ein Volk sich weiht,
Da steht Gott selber mit im Bunde;
Davon giebt die Geschichte Kunde
Vom eignen theuren Vaterland,
Das Er so oft mit starker Hand,
Wenn sich Gefahren aufgethürmt,
Wie durch ein Wunder treu beschirmt.

Drum laßt euch meinen Gruß nicht reuen
Und, um das Bündniß zu erneuen,
So nehmt sie auf als neue Lehr',
Die alten Worte inhaltsschwer.

Das Glück.

Des Glück's Gewalt
Wie Monds Gestalt
Sich ändern thut:
Drum hab's in Hut.

Die Geduld.

Schweig', leid', meid' und ertrag',
Deine Noth Niemand klag',
An Gott nicht verzag',
Seine Hülf kommt alle Tag.

Einiges über Erziehung.

VII Artikel.

Wie man die Kinder das Verleumden, die Leute ausführen und verspotten lehrt.

Beim Kaffeetrinken.

(Fortsetzung vom Jahr 1862.)

Hansli. Hüt hei mer doch guete Kaffee, Mutter, nit so-n-es G'schlüder wie gester bim Bäni-Eisi, das isch helf mir Gott Kaffee g'si, i hätt möge — —

Aenneli. S'sch g'wüß numme Rüblikaffee g'si und abgnoni Milch.

Mutter. s'Bäni-Eisi vermöchts doch saufi; si Hof isch zahlt un es het d'Nidle selber; aber we me halt e Gitgnepper isch, so isch mes.

Knecht. Für sis eige Mul isch es gar nit so gitig; me mueß sini Dienste g'höre; die säge, wie's i der hingere Stube zugeit, wie sie da gute Neuenburger sufe, mit Hamme, Würst un Küchli nie uschöme; usem Dienstetisch g'sehts de frilich um so mägerer us.

Vater. Aber e kem arme Mönsch git es es Bitzeli Brot!

Magd. We ne Bettler chunt so heißts: Gang ga arbeite, du fule Hund, wenn er scho Arm und Bei abenangere het; und es jagt ne furt.

Vater. E dä Githung isch afa alt, der Tod streckts de gli, un 's überchunt de a weni gnue.

Mutter. Ja, un d'Sühn chen's de scho bruche; der Benz alleini isch im Stand und macht i nes halb Doze Jahre Alles z'Bode.

Vater. Das wär doch schier g'schwind; doch het so ne hoffärtige Halbnarr, der no suft un spielt, gli viel düre.

Beim Nachtessen.

Vater. Es g'seht aber einisch schön d'ri in üser Stube; s'isch alls chrützwis überenangere!

Mutter. S'isch si doch der Werth, so z'räsonire. Wenn's öppe so wär' wie id s'Andrese Hus, de chönnt' me öppis säge.

Base. Ja mi seit, es werdi da 's ganz Jahr amme einisch e chlei ufg'rumt.

Knecht. Da g'sehts aber o geng dri wie ime Säustall.

Tochter. Ja, i der Kuchi un i de Stube isch es G'kihr, daß me kum düre cha. D' Suntigkleider leu si die ganzi Wuche da umme hange. Löffel un Gable liege am Bode, un we sie gesse hei so wüsche si 's Tischlache öbbe in-e Egge ihe, wo d'Hühner u d'King — — —

Köbeli. Ja einisch, wo si gesse hei, isch es Huhn ufe Tisch g'floge, un i darf's jetzt nit säge.

Mutter. Fi Tüfel, da chönnt i jetz nit sy!

Magd. S'Kachelg'schirr, seit me, wäsch' si alli Monat einisch, un jedes mal, we me-n-essi, chönn me de Platte agseh, was me acht Tag vorher g'ha heig. D'rum cheu si o ke frömde Mensch ha; s'lauft ne geng Alls furt.

Base. Lueg me ne doch numme uf's Züg; si chöme ja Alli daher, wie wenn si 's ganz Jahr im Kübstall g'lege wären.

Mutter. Ja, s'ist e Säuerei, s'nimmt eim der Apetit, we-me-n-umme d'ra denkt.

(Und so witer.)

Solche Gespräche habe ich ganz wörtlich, wie sie da stehen, in einer gewissen Haus-

haltung zu W. gehört, und ähnliche Reden werden in vielen Häusern alle Tage im Jahr geführt.

Es ist als ob man gar nichts zu reden wüßte als von Andern und immer nur von Andern. Dieß wäre indessen noch zu leiden, wenn man auch gerecht wäre, und nicht nur das Böse, sondern auch das Gute von den Andern sagte, und wenn man das Böse nicht so oft übertriebe, wie dieß zum Beispiel in obigen Gesprächen der Fall war. Denn ich erkundigte mich genau nach dem Bäni-Eisi und des Andreas Haus. Das Bäni-Eisi ist freilich ein wenig zu haushälterisch, dagegen ist es aber auch sehr arbeitsam, sehr ordnungsliebend und reinlich. Es hat sich sein Vermögen im Schweiße des Angesichts erworben, und legt nun natürlich großen Werth darauf. Daß es keinem Armen etwas gebe, ist eine Lüge. Ich weiß aus sicherer Quelle, daß es würdige Arme unterstützt; nur gesunde, starke, herumstreifende Bettler hat es den Muth, vom Haus wegzujagen, und daran thut es sehr wohl. — In des Andreas Haus geht's wohl etwas unordentlich und zuweilen nicht recht apetitlich zu; wer aber davon spricht, sollte auch sagen, daß der arme Andreas den Rücken voll Schulden und eine Stube voll kleiner Kinder hat, und daß ihm vor einem Jahre seine Frau gestorben ist, zu deren Lebzeiten Alles in viel besserer Ordnung war. Wahrlich, dann würde man den Mann eher bedauern als ausführen, und würde es ihm zur Ehre anrechnen, daß er sich in so vieles Elend schicken kann, und seine Kinder nicht der Gemeinde auf den Hals wirft.

Ein solch spöttelndes, verleumderisches, ungerechtes Geschwätz über seine Nachbarn ist schon an sich schlecht und sündhaft; was ist es erst dann, wenn es, wie gewöhnlich, vor Kindern geführt wird, ja wenn diese selbst ungetadelt daran Theil nehmen? Die wichtige üble Folge davon ist, daß die Kinder andere Menschen, sogar die achtenswerthesten Personen, auch bespötteln ausführen, gering schätzen und verachten lernen; daß sie selbst aber voll Eigendünkel und Hochmuth werden, und meinen, nur sie seien etwas; daß sie solche Menschen werden, von denen Christus so bezeichnend sagt: Sie sehen den Splitter in den Augen des Andern, aber nicht den Balken in ihrem eigenen Auge. — Ich frage Euch, gewissenhafte Hausväter, habe ich nicht recht? Findet Ihr: Ja, o so möge doch in jedem von Euch der Entschluß aufwachen: Ich will meine Kinder nicht durch solches Geschwätz verderben lassen; ich will dafür sorgen, daß man in meinem Hause vor meinen Kindern entweder Besseres redet oder schweigt!

(Fortsetzung folgt.)

Naturgeschichte der einheimischen Vögel

(Fortsetzung vom vorigen Jahrgange.)

Allgemein geliebt und geschätzt ist die Familie der Schwalben. Sie haben einen kurzen, hinten breiten Schnabel und einen sehr weiten Rachen: leben von fliegenden Insekten, die sie im Fluge fangen. Sie sind Zugvögel, die im Frühling unvermerkt einzeln anlangen und gegen den Herbst in Gesellschaften sich sammeln und wegziehn in ein Land, wo's nicht Winter ist. Daß sie sich im Herbst in's Wasser stürzen und im Schlamm überwintern, ist ein Irrthum. Sie sind durchaus nur nützlich.

Die eigentliche Hausschwalbe unterscheidet sich vorzüglich 1) durch ihre roth-

braune Kehle und 2) durch den Schwanz, wo die beiden äußersten Federn sehr lang sind und wie eine Gabel auseinander stehn. 3) Durch ihr Nest, das oben offen und immer inwendig im Hause gebaut wird. Es sind gar freundliche Hausthiere. Nur diese Schwalbe einzig sitzt auf Bäumen und der Aberglaube sagt: Der Ast, auf dem eine solche Schwalbe absitzt, stirbt ab. Nicht wahr. Aber: die Schwalbe sitzt nur auf dürre Aeste, die kein Laub haben. Warum? Damit sie jede Mücke sehn kann, die in der Luft fliegt.

Das Spyrli. So nennen die Landleute diejenige Schwalbe, die oben schwarz ist, mit einem blauen Glanz, Flügel und Schwanz schwarz ohne diesen Glanz, der Unterleib und der Rücken gradüber dem Schwanz ist weiß. Sie baut ihr Nest außen an die Häuser, gerne unter die Dächer der Brücken. Es ist oben offen.

Die Felsenschwalbe ist oben mäusefarbig, unten weiß. Sie lebt nur im Gebirge, um die Felsen herum, z. B. auf der Gemmi, der Grimsel. Besser unten im Lande kennt man sie nicht.

Die Uferschwalbe ist graubraun oben, weiß unten, und lebt nur an Flüssen und Seen, wo sie in die sandigen oder erdigen Börter (Ufer) tiefe Löcher gräbt und darein nistet. — Nahe verwandt mit den Schwalben sind die Spyren. Der Unterschied ist nur der, daß diese Vögel alle vier Zehen an den Füßen nach vornen, und keine nach hinten haben, darum nicht auf etwas absitzen, auch nicht marschieren können. Sie leben wie die Schwalben nur von fliegenden Insekten, und sind wie diese nur nützlich und nie schädlich. Es sind nur zwei:

Der schwarze Spyr, Chilchespyr, überall rußschwarz, nur an der Kehle ein weißer Fleck. Er lebt mit 10—20 zusammen, und schreit abgestoßen: gi, gi, gi! — Allerorten ist er bekannt.

Der große Spyr ist größer als obiger, graubraun, oben weiß, unten mit einem braunen Halsband. Wie der vorige hat er so kurze Füße und so lange Flügel, daß, wenn sie zur Erde fallen, sie nicht wieder in die Höhe kommen, als wenn sie an einer Mauer hinaufklettern und so die freie Luft unter sich gewinnen. Sie bauen ihr Nest auf Mauern, unter Dächer, fangen dazu kleine Blätter, Federn, Strohhalme und andere kleine Dinge in der Luft auf, die der Wind aufgehoben hat, und leimen es mit ihrem Koth zusammen, daß es wie eine hohle Schale wird. Er fliegt bei schönem Wetter so hoch, daß man ihn kaum sieht. Er schreit sehr laut: gih! gririririhi!

Ein kurioser Vogel ist der sogenannte Geißmelker oder Nachtschwalbe. Er ist schwarz, braun, grau, rostfarb und weiß durcheinander gemischt; der Kopf sehr groß, das Maul weit, die Füße sehr kurz. Er ist ziemlich selten, liegt am Tage verborgen und kommt nur am Abend zum Vorschein, wenn es dunkelt, und am frühen Morgen, daher ist er vielen gar nicht bekannt. Er lebt von den Insekten, die in der Dunkelheit herumfliegen; ist ihnen noch hie und da in einen Viehstall gerathen und da hat der Aberglaube sogleich gesagt, er wolle den Geißen und Kühen die Milch aussaugen. Ist aber nicht wahr.

Wir kommen nun zu einer Familie friedlicher und freundlicher Vögel. Es sind die Tauben, deren Gestalt jedermann kennt. Sie leben paarweise beisammen, legen jedesmal zwei Eier, ernähren sich von Sämereien aller Art, tragen den Jungen die Nahrung

im Kropf zu. Wir nennen hier die große Schlagtaube, Schlachtaube, Wildtaube genannt. Sie hat an beiden Seiten des Halses einen weißen Fleck; der Schwanz ist am Ende schwarz. Sie lebt vorzüglich in Nadelwäldern, und zieht im Herbst in großen Zügen fort.

Die Holztaube ist kleiner, blaulicht, hat auf jedem Flügel eine doppelte schwarze Binde. Sie ist nicht so häufig wie die obige.

Die Turteltaube ist im Freien selten, wird hie und da paarweise in den Stuben gehalten. Sie hat an den Seiten des Halses einen schwarzen Fleck mit weißen Querstreifen. Der Aberglaube fabelt von diesen Thieren sie ziehen die bösen Dünste in den Stuben an sich, und machen, daß die Leute daselbst nicht die Gliedersucht bekommen. — Daß diese Vögel in feuchten Stuben, wo selten frische Luft hinein kommt, geschwollene Beine bekommen und krank werden, ist wahr. Aber die nämliche feuchte, dumpfige Luft macht die Menschen auch krank, wenn schon Turteltauben da sind.

Und die Haustauben? Die zahmen Tauben? Ja so! Nun das sind halt Tauben, die seit mehrern hundert Jahren zahme Hausthiere sind. Man kann nicht gewiß sagen, von welcher wilden Art sie eigentlich abstammen, auch nicht wie lang es her ist, denn schon im alten Testament der Bibel ist ja die Rede davon. Wie vielerlei Haustauben es gibt, wie sie in Gestalt und Farbe verschieden sind, darüber könnte man ein Buch schreiben. Ich sage nur so viel: 1) Tauben halten ist eben keine gar nützliche Sache, ob wie angenehm zahm und freundlich sie sein mögen. 2) Am leichtesten kann der Müller sie halten. Er weiß am beßten, wo das Futter hernehmen, daß es ihn nichts kostet. 3) Wer nicht viel und starken Landbau treibt, oder gar in der Stadt wohnt, für den sind die Tauben ein köstlicher und unnützer Zeitvertreib.

(Fortsetzung folgt.)

Trost.

Wenn alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nähme,
Und gäb' dir keine Last,
Wie wär's da um dein Sterben,
Du Menschenkind bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb' wär dir die Welt.

Nun fällt — eins nach dem andern —
Manch süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
Und deine Seele hofft; —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft.

Ein durstiger Kurgast.

Als der Hinkende Bote letzten Sommer auf seinen Reisen nach dem Bade Tarasp (im Bündnerland) kam, traf er an der dortigen Wirthstafel einen Tyroler, der beim Mittagessen Wein verlangte. Der Badarzt machte ihn aufmerksam, daß der Wein während der Kur schädlich und deßhalb verboten sei. Der bestürzte Tyroler behauptete: ohne Wein könne er nicht gesund werden; zu Hause trinke er alle Tage seine Portion. Nun so nehmen Sie die Hälfte Ihrer Portion, sagte der gutmüthige Arzt. „Bringet mer e Maaßli", rief nun der Tyroler, und als er das Maaßli versorgt hatte, rief er

zum großen Schrecken des Arztes noch einem zweiten Maaßli und versicherte, das sei noch lange nicht die Hälfte seiner Portion!

Er trinkt wie ein Bürstenbinder.

Zur Zeiser Joseph's lebte in Wien ein Bürstenbinder, welcher im Rufe stand, ein großer, unübertroffener Trinker zu sein. Der Kaiser wollte sich davon überzeugen, ließ den Bürstenbinder kommen und ihm einen Eimer voll rothen und einen Eimer voll weißen Wein vorsetzen: er möge nun wählen! Der Bürstenbinder trank beide aus und bat dann, ihm von dem rothen zu geben! Er glaubte, diese beiden Eimer wären nur zur Probe und Muster da und der Haupttrunk würde nun erst folgen. — Daher das Sprüchwort: Er trinkt wie ein Bürstenbinder.

Eine Frage und eine Antwort.

Der Schulmeister wollte Sämeli, der ein gescheuter Bub war, in Verlegenheit bringen und sagte ihm: „Sämeli, ich gebe dir diesen schönen Aepfel, wenn du mir sagen kannst, wo Gott ist!" Sämeli antwortete, ohne sich lange zu besinnen: „und ich gebe dir zwölf so schöne Aepfel, wenn du mir sagen kannst, wo Gott nicht ist."

Mißverständniß.

Ein Engadiner befand sich in einer Gesellschaft, wo viel die Rede von Instinkt war. Er hörte dem Gespräch eine Weile zu und rief endlich ganz mißmuthig aus: „Meine Herren, bitt' um Verzeihung, aber der Inn stinkt nicht!" — Er meinte nemlich, man rede von dem ihm wohlbekannten Flusse Inn.

Das Bild einer bösen Ehe.

Will er sauer, will sie süß,
Will er Mehl, so will sie Gries,
Schreit er Hu, so schreit sie Ha,
Ist er dort, so ist sie da.

Will er essen, will sie fasten,
Will er gehen, will sie rasten,
Will er rechts, so will sie links,
Sagt er Spatz, so sagt sie Fink.

Will er Suppe, will sie Brocken,
Will er Strümpfe, will sie Socken;
Sagt er ja, so sagt sie nein,
Trinkt er Bier, so trinkt sie Wein.

Will er Dies, so will sie Das,
Singt er Alt, so singt sie Baß;
Steht er auf, setzt sie sich nieder,
Schlägt er gar, so schlägt sie wieder.

Thun und Nichts-Thun.

Ein reicher Deutscher, dem man es auf zehn Schritte ansah, daß die Sorgen und Entbehrungen des Lebens ihn niemals drückten, fuhr mit der Eisenbahn von Bern nach Thun und saß behaglich auf seinem gepolsterten Sitze. Im gleichen Wagen befand sich eine lebhafte Dame, welche ihrem Entzücken über die Schönheiten der Natur fortwährend durch enthusiastische Ausrufe Luft machte. In der Nähe von Thun bewundert sie die reizende Lage dieser von der Natur so reich begabten Stadt und ruft begeistert aus: „Ach Gott wie schön! Ja Thun ist herrlich!" — „Gewiß," bemerkte der behagliche Reisende, „aber Nichts-Thun ist noch herrlicher."

Hin und Her.

Hin geht die Zeit, her kommt der Tod,
O Mensch, thu' recht, und fürchte Gott.

Kurze Chronik des amerikanischen Krieges (1861 und 1862).

1861 März 1. Der neugewählte Bundespräsident Abraham Lincoln, ein Gegner der Sklaverei, tritt sein Amt an.

Die südlichen Staaten, in denen die Sklaverei der Farbigen gesetzlich ist, nämlich Virginien, Nord- und Süd-Carolina, Georgia, Florida, Alabama, Missisippi, Arkansas, Louisiana, Missouri, Tenessee und Kentuki, sind erbittert über den Verlust ihrer bisherigen Majorität in allen Wahlen, über die Verhinderung ihrer Absicht, die Sklaverei in den neugebildeten Staaten und Territorien einzuführen, sowie überhaupt gegen die Antisklavereitendenzen, und unzufrieden endlich über den hohen Einfuhr-Zolltarif zu Gunsten der gewerbreichen und sklavenfreien Nordstaaten Delaware, Pensylvanien, Neu-York, Neu-Jersey, Connectikut, Massachusett, Hampshire, Maine, Neu-Braunschweig, Vermont, Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Wisconsin, Minnesota, Jova und die neuen Territorien. Maryland, den Bezirk Columbia mit der Bundeshauptstadt Washington umfassend, obschon Sclavenstaat, muß sich dem Norden fügen.

Die Südstaaten erheben nach und nach die Fahne der Trennung (Secession) schließen zu Montgommery (Alabama) einen Sonderbund, ernennen zum Präsidenten Jefferson Davis, heben Truppen aus und beschließen Anleihen, vertreiben die Unionsbeamten und Militärs, nehmen und plündern die Bundesarsenale und Forts.

April 12. Zu Charlestown (Süd-Carolina) wird von den Aufständischen das Fort Sumpter, das unter Major Anderson sich seit mehrern Monaten hielt, durch heftiges Bombardement zur Capitulation gezwungen.

April 15 Der Bundespräsident Lincoln erläßt eine Proklamation, beruft 100,000 Mann und den Congreß nach Washington zusammen, verhängt den Blokus über die südlichen Häfen und läßt die Flotte ausrüsten (48 Kriegsschiffe mit 722 Kanonen).

April 25. Die Armee des Sonderbundes sammelt sich auf der Südseite (rechtes Ufer) des Potomak; die Bundesarmee am nördlichen Ufer in und um Washington. Viele Regimenter aus Deutschen zusammengesetzt.

Mai 25. Beginn der Feindseligkeiten am Potomak. Die Südarmee conzentrirt sich um Manassas-Junktion und verschanzt sich.

Juli 22. Schlacht am Bull-Runs. Die Vorhut der Bundesarmee unter Mac Dowel greift an, anfänglich mit Vortheil, wird dann aber durch die verstärkten Truppen des Südens geschlagen und zieht sich in wilder Flucht an den Fluß zurück mit Verlust von 2000 Todten, 1500 Gefangenen, 28 Kanonen und 5000 Gewehren. Großer Schrecken in Washington. Truppenaufgebote von 400,000 Mann und Anleihen von 200 Millionen Dollars (1000 Million Franken) für die Kriegskosten

Sept. 20. Lexington in Missouri von den Südlichen genommen. Am Platz des alten General Scott wird Mac Clellan zum Obergeneral der Bundestruppen ernannt.

Nov. 7. Eine Seeexpedition geht ab nach den Südküsten, landet am 14. mit 12,000 Mann zu Portroyal, nimmt Beaufort und bedroht Charlestown und Savannah.

Nov. 8. Das nordamerikanische Kriegsschiff San Jacintho (Capitän Wilkes) nimmt auf offnem Meer die Abgesandten der Südstaaten, Mason und Slidell, die auf dem englischen Post-Dampfschiff Trent nach Europa reisen wollen, gewaltsam gefangen und führt sie nach den Nordstaaten. England verlangt energisch die Wiederauslieferung beider Gefangenen und Satisfaktion wegen seerechtswidriger Verletzung der englischen Flagge und droht mit Krieg.

1862. Jenner. Nach langem Zögern wird auf das englische Ultimatum hin, zu Vermeidung des Kriegs mit England, vom Bundespräsidenten die Handlung des Capitän Wilkes desavouirt und die in Freiheit gesetzten Mason und Slidell langen in England an.

Jenner 19 Wiederbeginn der Feindseligkeiten. Die Bundestruppen schlagen zu Sommerset (Kentuky) die Südlichen.

Februar 15. Schlacht und Erstürmung von Fort Donelson durch die Bundestruppen.

März 1.—5. Die Bundestruppen siegen bei Mill-Springs, Fort Henry, rücken über die Flüsse Cumberland und Tenessee nach Nasville (Hauptstadt von Tenessee). Die Südlichen verlassen ihr befestigtes Lager vor Bowlinggreen.

März 6 7. und 8. Dreitägiges Treffen zu Praridge (Arkansas) zu Gunsten der Nördlichen.

9. Die Seeexpedition unter Burnside erobert die befestigte Insel Raonoke, landet bei Winton, nimmt Neu-Bern, Elisabeth-City und andere Plätze, im Rücken der Südarmee.

10. Diese verläßt ihre Positionen bei Manassas und zieht sich näher um Richmond (Hauptstadt von Virginien) zusammen.

11. Die Bundesarmee unter Mac Clellan rückt überall über den Potomak nach und nimmt Stellungen in einem großen Halbkreis in Front und Flanke der Südlichen.

20. Angriff auf den Seehafen Norfolk durch mehrere Kriegsschiffe des Bundes. Das neue Eisenpanzerschiff der Südlichen, „Merrimac", greift dieselben nach einander an, schießt die einen in den Grund, durchbohrt andere mit seinem Eisenschnabel und zwingt sie, die Flagge zu streichen, bis das nördliche Panzerschiff „Monitor" herbeikommt und nach heftigem Geschützkampf den Merrimac zum Rückzug in den Hafen zwingt.

April 6. u. 7. Zweitägige blutige Schlacht bei Pittsburg Larding oder bei Corinth. Anfänglich siegen die Südlichen, ziehen sich aber am zweiten Tag unverfolgt nach Corinth zurück. Große Verluste auf beiden Seiten.

18.—29. Angriff der Bundesflotte auf Neu-Orleans am Missisippi und Einnahme der Stadt und Forts. Die Besatzung zieht ab, nachdem sie bei 20,000 Ballen Baumwolle zerstört hatte.

Mai 11—13. Neuer Angriff auf Norfolk und Einnahme dieser Seestadt. Die Südlichen sprengen den „Merrimac" in die Luft.

25 Während die Bundesarmee unter Mac Clellan Yorktown und Williamsburg nimmt und gegen die Südarmee bei Richmond siegreich vorrückt, wird der rechte, geschwächte Flügel unter Banks von General Jakson bei Front Royal geschlagen und über den Potomac zurückgetrieben. Große Besorgniß in Washington.

29. Die Südlichen verlassen Corinth, die Bundestruppen rücken dort ein und überschreiten die Grenze von Alabama.

Mai 31. und Juni 1. Zweitägige Schlacht vor Richmond am Chicahominy. Ausfall, Angriff und Sieg der Südlichen am ersten Tag; am zweiten Tag werden sie nach Richmond zurückgeworfen.

Juni 16. Zu Charlestown werden die gelandeten Bundestruppen zurückgetrieben.

Juni 25. bis Juli 1. Große siebentägige Schlacht vor Richmond. Die Armee des Südens unter den Generalen Lee, Jackson und Beauregard greift die Bundesarmee unter Mac Clellan an und zwingt dieselbe nach blutigen Kämpfen zum Rückzug; die Bundesarmee verschanzt sich 7 Stunden von Richmond am Jamesfluß, gedeckt von Kanonenbooten, und erwartet Verstärkung. Ihre Verluste werden auf 30,000 Mann und 25 Kanonen berechnet, die Verluste der Sonderbündler auf 25,000 Mann.

Sonderbare Vergleichung.

„Wer über Freie herrschen will, muß selbst frei sein." So lautet eine Stelle in einem geistreichen Buche. Was halten Sie davon? fragte man einen kleinen, magern, politischen Kannengießer, der von Profession ein Metzger war. — „Es ist baarer Unsinn!" versetzte dieser: „man kann eben so bündig sagen: wer fette Ochsen schlachten will, muß selbst fett sein."

Im Gegentheil.

In den guten alten Zeiten befand sich ein Junker Landvogt, ein sehr freundlicher und leutseliger Herr, dazu ein eifriger Bewunderer und Liebhaber des schönen Geschlechts, an einem Feste, das die hübschesten Mädchen und stattlichsten jungen Leute aus dem Amte zu fröhlichem Tanze vereinigte. Der

Herr Landvogt, selbst noch ein hübscher Mann in den besten Jahren, tanzte ebenfall mit nach Herzenslust. Mit besonderer Vorliebe hatte er seine Augen auf eine der schönsten Tänzerinnen geworfen, ein frisches, rothwangiges, starkes Mädchen von prächtigem Wuchse, welches das Herz noch manches andern Tänzers höher klopfen machte. Oft schon hatte der Junker dieses schöne Kind zum Tanze aufgefordert und sich mit ihm im raschen Wirbel herumgedreht. Diese ununterbrochene Auszeichnung erregte zuletzt einiges Aufsehen, und ein mit dem Herrn Landvogt auf freundschaftlichem Fuße stehender Mann, der sich schon eine Bemerkung erlauben durfte, sagte endlich zu ihm: „Aber, „Junker Landvogt, wüsset der de, mit wem „der dä ganz Abe i eim furt tanzet?" — „„Nei, i kenne si nit, wer ist es de?"" — „Dem Schinter (Abdecker) si schöni Tochter isch es." — „„Minetwege"", antwortete der Junker, „„sie cheibelet emel nüt; im Gägetheil!"" — Und weiter gieng's im wirbelnden Tanze.

Die Abstammung.

„Säg, Fritz, kennst du die zwo Fraue dört? „Nei, gnauer nid; doch dunkt's mi, ihrem Körper na z'schließe, die Eini stammi vo Pharaos feiße Chüene, die Anderi hingege vo de magere."

Die gute Hausfrau.

Ein junges Mädchen wollte vor einem Freier, welcher sich eben bei ihren Eltern befand, als gute Hausfrau erscheinen und fragte laut die Magd „Gretli, wo hesch de „d'Seife für der Salat z'wäsche?"

Schlechter Rath.

Eine geizige Alte klagte über ihre Augen, sie sehe alles doppelt. Wissen Sie was, Frau Baas," sagte ihr ein verschwenderischer Vetter, dem sie nichts mehr geben wollte, „Zäh„len Sie Ihr Geld, so haben Sie eine dop„pelte Freude daran."

Das Unthier.

(Mit einer Abbildung.)

In der Pinte zur blauen Gans am See saßen Abends spät noch drei Grünröcke hinter ihren Schoppen und rauchten dazu. Der eine war ein Herr in den besten Jahren aus dem nahen Städtchen; er ließ sich „Herr Major" tituliren. Der Andere hieß Dasejoggi, ein rothprächter, vierschrötiger Junge, der des Herrn Majors Jagdbursche war. Der Dritte, die Hauptperson, war ein ächter abgewitterter Jäger, zusammengeschrumpft wie ein dürrer Landjäger, mit einem paar stechenden halbbraunen Augen und einem krummen Schnabel im Gesicht, wie ein Lämmergeier, man nannte ihn nur den Schachen-Kunz und Niemand wußte eigentlich zu sagen, woher er war. Dieser wußte gar viel zu erzählen von alten Zeiten, als er noch Büchsenspanner war beim Churfürsten Hubert von der Pfalz, was dort Wildpret in den Forsten gestanden habe — mehr als Bäume — und wie er damals nur nach Hoch- und Schwarzwild auf die Pürsch gegangen sei und die ausgebälgten Löfler dutzendweise den Bauern hingeworfen habe um sechs Kreuzer das Stück. „Das waren „beim Pulver und Blei noch Zeiten", schimpfte er mürrisch. „Damals sprach kein „echter Waidmann anders, als in der edlen „Waidmannssprache; da hatte so ein mise„rables Häschen wie das da, dem wir heute „den ganzen Tag nachgelaufen sind, wie Bu-

„ben einer nassen Katze, weder Ohren, noch „Schwanz, noch Füße, sondern Löffel, Blume „und Läuf und auf den wildesten Treibjagen „floß nicht ein einziger Tropfen Blutes, „Herr Major! — sondern Schweiß — nichts „für ungut — aber da hätten Sie für Ihr „unwaidmännisches Kauderwelsch ohne Gnade „und Barmherzigkeit das Waidmesser quer „über das Sitzleder gestrichen bekommen, „bis Sie das rechte Wörterbuch gelernt hät„ten, bei'm Pulver und Blei!"

In diesem Moment flog die Stubenthür mit Gewalt auf; zwei Fischer stürzten kopfüber in das Zimmer hinein und hinter ihnen erschien gleichzeitig in der leeren finstern Oeffnung ein großer, seltener Kopf, rothgelb, mit langen braungelben Haaren, aufgerichteten Ohren, funkelnden Augen und einer bluthrothen Zunge zwischen zwei Zahnreihen, die dem größten Wolf Ehre gemacht hätten. Alles fuhr zusammen, nur der alte Jäger griff kaltblütig nach seinem Doppel-Rohr und spannte beide Hähne, worauf die Erscheinung auch sogleich wieder verschwand. — Was war das! natürlich oder übernatürlich? Das war die Frage der übrigen Gäste. Vergeblich machten die Jäger die Runde um das Haus. Die Fischer aber schwuren hoch und theuer, es sei der Böse selber gewesen, er habe sie durch das ganze Dorf gejagt, man rieche ihn ja noch im Hause. Des folgenden Tages bildete die Erscheinung das einzige Gespräch im ganzen Dorfe und der Umgegend; die Pinte zur blauen Gans war von Morgen bis Abend gesteckt voll von Gästen, deren jeder etwas Neues und Gräßliches zu erzählen wußten. Da hieß es: das Unthier, vierbeinig, aber mit acht Füßen und mit dem langen geringelten Schwanze, wie eine Klapperschlange, habe dem Thürli-Peter an der Spitel-Lenti vor seinen Augen 4 Schaafe auf einmal zerrissen und noch 3 dazu lebendig davon getragen; dem Pfarrer von Obersee habe es eine ganze Kuh, während er im Garten seine Pfeife rauchte, rein aufgefressen; am ärgsten aber hause es gegenwärtig drüben an der Burghalde unter den Geißen, deren schon an die vierzig mangelten; dem alten Leitbock aber mit den vier Hörnern dem alle Welt aus dem Wege gehe, dem thue es nichts — im Gegentheil — um den könne es Stunden lang im Kreise herumspringen wie ein Hund, der mit einem Andern spielen will, und auf dem Bauche bis ganz nahe vor ihn hinkriechen, der Bock sei aber nicht von seinem Felsblock herabzubringen, sondern nicke nur von Zeit zu Zeit mit seinen vier Hörnern dem Unthier gefällig zu, als ob er seine Freude daran hätte.

„Da haben wir's, rief der blaue Gans„wirth darein, der leibhaftige Satan ist's „und kein ordinäres Thier aus unseres barm„herzigen Schöpfers Creatur — darum kann „er es so gut mit dem gräulichen Bock, der „älter ist als kein sterbend Menschenkind am „ganzen See. Ja! Ja!"

Als es endlich genug war des Geredes und Schreckens in den drei Aemtern ringsum, kam es dem Statthalter in den Sinn, sich auch mit der Sache zu befassen und, wie er sagte, den Fall näher zu untersuchen. „Laßt sehen, Weibel, was meint ihr von „dem Unthier, wie sie ihm sagen?" „Ich „meine niemals, die Narren meinen, sagte „der Weibel, und derlei hat es schon genug „bei der Sache, wie es mich bedünken will." — „He nun so, was dünkt euch denn, was man da thun könnte?" — „Mich dünkte es „schon lange, man sollte den Schachen-Kunz „ins Verhör nehmen, erwiederte der Weibel,

„der war schon bei der ersten Erscheinung ge-
„genwärtig und behielt einzig die Besinnung,
„wird auch seither nicht geschlafen haben,
„und ist jeder Zoll an ihm ein Ehrenmann.“
Gesagt, gethan. Der alte Jäger, um seine Meinung befragt, gab kurz und bündig den Rath, ein förmliches Treibjagen auf das Unthier zu veranstalten, wobei jeder Treiber gut bewaffnet sein müsse und er die Oberleitung übernehmen wolle; er selbst aber war um keinen Preis noch Drohung zu bewegen, anders dabei zu erscheinen, als bloß mit einem Stock und seiner Hundspeitsche.

Tags darauf ergiengen amtliche Befehle an alle Forstleute und Bannwarte, an alle Ortsvorsteher und Landjäger des ganzen Distriktes, wo das Unthier zuletzt verspürt worden war: „Sich Donnerstags den 4. dieses,
„Morgens früh um 6 Uhr mit aller wehr-
„baren Mannschaft, so aufzutreiben sei, un-
„ten an der Burghalde, beim Steingrübli,
„gut bewaffnet und mit Lärminstrumenten
„versehen, einzufinden und sich unter das
„Oberkommando des Meister Schachen-Kunz
„zu stellen.“ — Der verhängnißvolle Tag brach an, es war ein kalter trüber Herbstmorgen. Schachen-Kunz musterte seine Mannschaft mit großer Wichtigkeit und wies jedem seinen Posten so an, daß keiner ganz alleine zu stehen kam, sondern nach rechts und links in einiger Distanz seinen Nebenmann erblicken und im Nothfall zu Hülfe rufen konnte, denn sonst wäre ihm kein Bein bei der Ordre geblieben, sondern alles in die blaue Gans desertirt. Daß das Unthier noch an der Burghalde hauste, war erwiesen, die frischen Fährten seiner acht Füße waren noch deutlich im Reif zu sehen. Als alles angeordnet war, zog der Herr Major mit der einen Hälfte der Mannschaft rechts und Dasejoggi mit der andern links um die Burghalde herum. Hierauf steckte Schachen-Kunz einen Finger in den Mund und ließ einen schrecklichen Pfiff hören, das war das Signal zum Losbrechen.

Auf einmal begann nun die ganze Kette Bewaffneter brüllend und lärmend, doch langsam und in guter Ordnung die Burghalde hinanzusteigen, jedermann den alten Thurm im Auge haltend, der mitten auf der Anhöhe aus dichtem Waldgebüsche hervorragte; Schachen-Kunz aber, die Hundspeitsche am Rockknopf hängend und bloß mit einem Stocke bewaffnet, sprang wie ein Junger in großen Sätzen den Berg hinan und verschwand nur allzu bald zu aller Verwunderung im Gebüsch. Anfangs gieng die Sache ganz erwünscht, das Treiben geschah in schönster Ordnung. Als aber die Hälfte der Anhöhe erstiegen, der Kreis enger geworden war, die Nachbarn einander ins Gesicht schauen konnten, da gerieth der Marsch ins Stocken; viele waren erschöpft vom Steigen, Lärmen und nicht minder von der ängstigenden Spannung. Kein Mensch wußte, was aus dem Schachen-Kunz geworden sei; der Major umgieng emsig den Kreis von außen, fragte allerwärts, ob man noch nichts gehört, noch nichts gesehen? Auf der hinteren Seite des Berges hörte man noch Dasejoggi's Gebrüll und den Lärm seiner Mannschaft, aber bald kam er selber herbei, zu fragen, was zu thun sei, da ohne Schachen-Kunz kein Treiber weiter vorwärts wolle. Nun war guter Rath theuer; die Angst malte das Schrecklichste aus: Schachen-Kunz war längst von dem Unthier zerrissen oder gar von ihm durch die Luft geführt worden. Ohne ihn das Treiben fortzusetzen, hielten selbst die Besonnensten nicht für rathsam.

Das Unthier.

Da ertönte auf einmal vom Gipfel herab ein wohlbekannter Pfiff, alles horchte auf, stellte sich rasch wieder in Reih und Glied, Gewehr fert, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Dann vernahm man ganz deutlich die Worte: „Will er hier! — Ggusch da! — Hier herein! —" Dazwischen hörte man Peitschenhiebe und endlich schwaches Gewinsel. „Er lebt! er lebt! Juhe! Vivat Schachen-Kunz! mir nach, wer Kuraschi hat!" schrie Dasejoggi laut auf und stürzte mit etlichen zwanzig Mann den Berg hinauf. Nun waren die übrigen Treiber nicht mehr zu halten — alle Furcht war vergessen und auch der Herr Major wollte nicht der Letzte sein.

Wie sich die Ersten dem alten Gemäuer nahten, siehe, da stand Schachen-Kunz oben auf einem Steinhaufen, die Peitsche schwingend, mit der Linken ein großes sonderbares Geschöpf hoch aufgerichtet am Stricke haltend und mit einem höhnischen Lachen den Herbeieilenden zurufend: „Aber hä! Hab „ich nicht recht gehabt, mein edles Doppel„rohr aus der Palz daheim zu lassen? beim „Pulver und Blei! — Ein Hund ist euer „Unthier, ein Hund in einem Löwenfell."

Und so war es auch: an Bauch und Brust bis unter die Kinnlade war dem armen Hund das Fell wie ein Mieder zusammengenestelt, die losgerissenen Tatzen hiengen ihm halb zerfetzt neben den Pfoten herab und der lange Schwanz schleppte sich neben dem des Hundes der Erde nach. Das war nun das gräuliche achtfüßige Unthier mit dem Klapperschlangenschwanze.

Als der letzte Trupp der Heldenschaar mit dem Herrn Major auch noch herangekommen und sich durch die Menge Bahn gebrochen hatte, fieng der maskirte Hund auf einmal zu wedeln an und laut bellend sich gegen einen der zuletzt Erschienenen aufzurichten, worauf Letzterer sogleich mit lautem Schrei: „Eh Panduri bisch du's?" auf ihn zusprang und nun von allen Seiten mit Fragen bestürmt das Räthsel löste. — Vor acht Tagen war er nämlich Geschäfte halber im nächsten Orte über der Grenze; da wollte eine Komödiantenbande die Zauberflöte spielen und weil sie keinen Löwen hatte, nahmen sie den gutmüthigen Panduri, den großen jungen Bernhardinerhund des Wirthes und nähten ihn in ein altes Schlittenfell ein, welches dieser zu dem Zwecke preis gab. Das scheint dem Thier gefallen und in ihm die Lust erweckt zu haben, Gastrollen in den Nachbarstaaten zu geben, denn nach dem Schluß der Oper war er sammt seinem Kostüm verschwunden und seither nirgens mehr zu finden. An all dem Schaden, den das arme Thier angerichtet haben sollte, war kein wahres Wort. — Der glückliche Ausgang der Treibjagd wurde, wie recht und billig, in der blauen Gans unter allgemeinem Jubel und vielfachem Lebehoch auf den braven Schachen-Kunz gefeiert.

Lump und Papier.

„Jude, du bist ein Lump, sagte ein Student zu einem Juden, der ihm nicht mehr borgen wollte, worauf er zur Antwort erhielt: „Nah! der Herr is aber auch noch kein Papier geworren."

Die Kapitel.

Bei der Aufhebung der Klöster und Domkapitel durch Kaiser Joseph sagte einmal ein lustiger Kautz: „Nun hat der Kaiser „aber doch noch einige Kapitel im römischen „Reich, trotz seiner Gewalt, nicht aufheben

„können.“ — Als niemand das Räthsel errathen konnte, gab endlich der Spaßvogel die Lösung: „Das sind die Kapitel, die „ich von meiner Frau alle Abende bekomme, „wann ich aus dem Wirthshaus heimkehre.“

Das größte Glück.

Im grauen Alterthum lebte ein Mann, der besaß einen einzigen Sohn, der sein Stolz und seine Freude war. Um ihn vor Unglück zu schützen, gieng er in den Tempel, opferte den Göttern und bat sie: seinem Sohn das höchste Glück zu gewähren, das auf dieser Erde möglich sei. Die Götter erhörten ihn und um ihn für seinen Glauben zu belohnen, verhießen sie nicht nur seinem Sohn, sondern auch ihm selber das beste Erdenlos! — Als der Mann nach Hause kam, fand er seinen Sohn todt, und was meint ihr wohl, was ihm zu Theil ward? — Er starb vor Schreck! — Ein rascher und leichter Tod galt jedoch nicht nur im grauen Alterthum als ein großes Glück.

Wie man sich verreden kann.

„Hast du wohl gehört, wie sich heute unser Herr Pfarrer verredet hat? Er sagte: „Lieber Gott, gieb mir Taft zum Kragen, statt Kraft zum Tragen!“

Die Markknochen.

In einem Gasthause gerieth ein harmloser älterer Mann zufällig in Gesellschaft mehrerer übermüthiger junger Herren, welche ihn ohne die mindeste Veranlassung zu necken suchten. Man setzte sich zu Tische. Da wurden einige volle Markknochen mit geröstetem Brod aufgetragen. Die jungen Herrchen ließen sich dieselben sehr wohl schmecken, ohne dem ältern auch nur ein Schnittchen anzubieten. Einer unter ihnen hatte sogar die Frechheit, dem „Alten“, wie sie ihn nannten, einen ausgesogenen Markknochen vorzulegen. Der ältere Herr bemerkte hierauf ganz trocken: „Den Eltern das Mark aus den Knochen saugen, ist Sache der heutigen Jugend, ich bin zu alt dazu.“

Die Hexe.

(Mit einer Abbildung)

„Und i säge Dir, d's Balder-Stini ist e Hex — sagte Chünge-Benz, der reichste Bauer eines Dorfes unweit der Hauptstadt zu seiner Frau, welche dagegen mit ächt weiblicher Standhaftigkeit ihre Schutzbefohlene durch Dick und Dünn als eine brave, rechtschaffene Frau herausgestrichen hatte. „Ja schön, „brav! Sie geit ja i kei Bredig, verschwin„det alli Nächt us em Hus und stricht stunde„lang uf em Chilchhoof ume u cha meh Sym„patei-Mittel als kei Zigünere. — „Appah! „Larivari“ unterbrach ihn Lisi. „Wer isch „früher gsi über die Hex weder Du, wo d' „Merzene chuum no ne Maß Milch g'gäh „het dä Hustage? — u der Viehdokter am „Haag isch gsi mit sammt sir Wysheit?“ „Aber, erwiderte Benz, het oh ne Christen„möntsch im ganze Huus chönne säge, wie „der Chorb u d'Zwächele wieder hei cho sige, „wo Du nere hesch vor d's Fensterli gsteut, „will sie süsch angers nüt nimmt — und „alles styf wieder am Blatz gstangen isch, „wo's hi ghört?“ — Darauf drehte Chünge-Lisi ihrem Benz rasch den Rücken, wie allemal, wenn er laut zu werden anfieng und fuhr aus der Stube, um gerade für ihr Balder-Stini einen neuen Korb voll zurecht zu machen. — Auch in andern Häusern, in Pinten und Wirthshäusern, war schon seit Jahren die Hexe ein Lieblingsgespräch der Gäste und man wollte gar allerhand von

ihr wissen. Da hieß es: sie habe eigentlich weder Vater noch Mutter gehabt, sondern sei, wie die Sünden-Mutter Eva „aso usg'wachsni" auf die Welt gekommen und habe auch nicht viel mehr als diese am Leibe gehabt, als sich ein reicher Bauer ihrer gattlichen Postur wegen ihrer angenommen und sie geheirathet habe. Später soll sie ihn aber jählings an den Bettelstab und vor Kummer unter den Boden gebracht, sich selber aber mit ihrem vierjährigen Bübli, einem bildschönen Engel, davon gemacht und hier das Hüttli angekauft haben, weßwegen man ihr seither nie mehr habe loskommen können. Seit ihr aber die Vorgesetzten ihren 7 Jahre alt gewordenen Hansli weggenommen und einem durchreisenden Vetter nach Amerika mitgegeben hätten, seither gehe es nicht mehr recht aufeinander bei ihr und habe sie erst recht in ihre heimlichen Prattiken gegeben, die sie des Tags auf die höchsten Berge und des Nachts auf die Gräber trieben. Das Alles hinderte jedoch kein christliches Gewissen, sich Balder-Stini's Sympatheien zu bedienen und sich absonderlich in den Viehställen zu Nutzen zu machen, denn sie verlangte rein gar nichts für ihre Kunst.

Nach vielen Jahren ward indeß, und namentlich durch die letzte Kur an Chünge-Benzes Merzene, das Maaß voll, und der Thierarzt meinte: es wäre nun längst an der Zeit, „der Hexe" an den Leib zu gehen. Allein Balder-Stini war nicht so leicht beizukommen; sie nahm keine Bezahlung an, machte nichts als glückliche Kuren durch die einfachsten, unschuldigsten Medikamente, und wies wichtige Fälle an patentirten Beistand. Darum verklagte er sie nicht beim Richter, sondern nur der Hexerei wegen vor Kirchenvorstand. Als Balder-Stini erschien und vom Herrn Pfarrer einstweilen nur ihrer Ungottesdienstlichkeit wegen zur Rechenschaft gezogen wurde, antwortete sie: seit man ihr, einer verlassenen Wittwe, ihr einziges Kind aus den Armen gerissen, und der Herr Pfarrer dieses nicht verhindert habe, könne sie das Wort des Herrn nicht mehr aus seinem Munde hören; sie wisse aber wohl, daß sie aus ganz anderer Ursache hier vorgeladen worden und die ganze Gegend werde es ihrem Ankläger verdenken, ehe 6 Wochen um seien.

Von dieser Zeit an war Balder-Stini in keinen Stall und kein fremdes Haus mehr hineinzubringen. Man brachte das kranke Vieh vor ihre Hütte, wann es sich immer thun ließ, ja sogar reiche Bauern, die einen mächtigen Viehstand besaßen, schickten ihr, auch ohne Krankheitsfälle, ganze Körbe voll Eßwaaren und gescheiteltes Holz vor ihre Thüre. Allein alles war umsonst. Des andern Morgens standen die Körbe mit den Geschenken, so voll sie waren, wieder richtig an ihren alten Plätzen in den Häusern ihrer Eigenthümer. Dagegen kam eine böse Nachricht um die andere von Viehseuchen, welche über die Berge her im Anmarsch seien — zuletzt gar vom Milzbrande. — Ein banges Gefühl überschlich jedes Haus; ohne Balder-Stini durfte niemand in die Zukunft denken. Vom Thierarzte wollte man nichts mehr hören, ja mancher bedrohte ihn sogar. So vergiengen Wochen. Stini's Hüttchen galt für leer; und als man sie endlich als gänzlich verloren aufgab, da kamen die seltsamsten Gerüchte über ihr Verschwinden in Umlauf: Es mußte sie Einer, dem sie sich verschrieben habe, lebendig geholt haben. Was aber den meisten Anklang fand, das war die Sage: man habe sie in der Nacht auf das Verhör, „wo sie

Die Hexe.

vor Kirchenvorstand so wüst gethan habe," auf einem zündweißen Kuhgerippe mit feurigen Augen durch die Luft über das Dorf reiten gesehen, was einen großen Sterbet unter Vieh und Menschen bedeute. (S. das Bild.)

Während dieser Tage saß einst Balder-Stini einsam, wie gewohnt, in ihrem verschlossenen Stübchen im Finstern und sann über ihren Hansli nach — es waren gerade 20 Jahre, seit er ihr geraubt wurde. Da klopfte es leise an die Thüre und eine Gestalt huschte mit wohlbekanntem Gruße herein, einen schweren Korb neben Stini hinstellend. „Du bist doch geng mis glich „lieb, treu Lisi, wie wo ni no dis Chinder-„meitschi gsi bi z'Walehuse — Gott vergelt „der's! — Was macht ächtert mi Hansli, „lebt er noh? i hintersinne mi no; aber „wie geits bi Euch?" — „Gut bis jetz, „unbschraue", antwortete Chünge-Lisi, „aber „gib Acht, es isch oh öppis z'trinke derbi; „chum geng ordeli, der Benz merkt nüt oder „thut emel eso u mit dim Hansli cha no „alles gut cho, lebe thut er emel noh, säll „weißi, i ha öppis g'hört, aber jetz muß i „gah, süsch manglet er mi, un i wotts hie-„necht noh us ihm use kriege. Gut Nacht „Stini." — Und verschwunde war die Chünge-Lisi. Als diese bald darauf mit ihren Mägden wieder am Spinnen saß, wie wenn sie gar nicht fort gewesen wäre, kam Benz langsam in die Stube geschlampt, setzte sich rauchend neben sie hin, rutschte eine Zeitlang hin und her und sagte endlich: „aber wo mag „ächt Balder-Stini hichoh si?" — „He, uf „u dervo wird's si," schnellte Lisi zurück, „uf „euem Chuegripp oder miera uf der Sau „dervo oder uf eme Bäsestiel wie ne angeri „Hex!" — „Nu, nu, Lisi, thue nit so bös," „sagte Benz begütigend, „nei gwüß, säg mer's, „der Chorb ist emel abereinisch nienen ume „Weg." — „Schmöck!" war Lisi's einzige Antwort und fort schoß sie aus der Stube, trat aber diesmal triumphierend wieder herein, ihrem Manne den Korb vor die Nase haltend. „Was ist de das, Herr Chünge-„Benz?" sagte sie spöttisch. „Gell, vor euch „gstabetem Mannevolch muß es Nieders e „Hex si, das drümal umen und anen isch, „gäb dir ech chuum einisch umdräie möget." — Benz, der ihr heimlich bis zu Balder-Stini's Hüttchen nachgeschlichen war, fiel fast vom Stuhle vor Erstaunen, stand dann verschämt auf und brummte im Abgehen vor sich hin: „Miera, was g'heit mi die Hex mit „ihrem Bub, vo dem i meh weiß, als mir „nöthig isch." Das zog. — Freundlich schlich ihm Lisi nach und in der Kammer beruhigte sie ihn vollends über Stini's Besorgung seiner Ställe, um was es eigentlich Benz einzig zu thun gewesen war; gleichzeitig wußte sie aber auch alles aus ihm heraus zu bringen, was er über Balder-Hansli durch den Gemeindschreiber im höchsten Vertrauen vernommen hatte. — Kaum war es am Abende des folgenden Tages recht finster, so war Chünge-Lisi auch schon zu ihrem lieben Stini hineingehuscht. „Aber nei um Gotts „Wille! verdrück mi nit," stöhnte Stini halb laut, „was ist de oh gscheh, daß du so thust?" — „Nüt, nüt, lachte Lisi laut auf, „aber i „weiß öppis — und das macht mi z'brieggen „oder miera z'lache vor Freude, es geit Di „a, ja Di, mis liebs, alts, treus Stini! — „bis numme z'frieden und hell uf, es chunt „alles gut, der Hansli het gschriebe us „Amerika, es geit ihm gut und er chunt „ume, u wie? — aber lah Di jetz wieder füre „unter d'Lüt, daß Di der Gmeindschriber gseht, „er weiß alles. Gut Nacht mis liebs, liebs

„Stini, u schlaf oh einisch wieder; aber gell, „üser Veh verachtest du de notti nit. — „B'hüt di Gott, es chunt noh alles gut, i „wirde vor Freude selber keis Aug chönne „zuthue. Adieu Stini!!!" Und weg war sie, ehe diese nur zum Wort kommen konnte. — Da saß nun die arme Wittwe wieder allein im finstern Stübchen mit ihren Gedanken zwischen neu erweckten Hoffnungen und altgewohntem Gram. Längst verschwundene Erinnerungen giengen an ihr wie Traumbilder vorüber. Sie sah sich auf der Alp, bei ihres Vaters Kühen, wie er ihr die heilsamen Kräuter und Wurzeln zeigte, die das Vieh vor Krankheiten und Seuchen bewahren; wie die Mutter sie lehrte daraus Trank und Salben bereiten, denn ihre Eltern waren Berg-Küherleute; — dann sah sie die Sennen in schwarzer Nacht auf einer Bahre ihres Vaters Leichnam in die Sennhütte tragen, und der Mutter verzweiflungsvolles Händeringen, denn er war beim Suchen eines verlaufenen Rindes über eine Fluh heruntergestürzt und hinterließ sechs unerzogene Kinder und sie war das Aelteste, kaum 14 Jahre alt; — dann sah sie sich unter fremden Leuten allein mit ihrem Schmerz, — von niemand bedauert, bis endlich Chünge Lisi's Aeltern sich ihrer erbarmten und sie als deren Hütermeitschi aufnahmen; — dann sah sie sich die erste in der Unterweisung, und immer mehr heiterten sich ihre Bilder auf: sie sah den Kirchthurm von Walehausen, folgte in Gedanken ihrer Lisi als Brautjungfer zum Altar, sie weinte aber bitterlich über ihres Lisi's Heimfahrt mit Chünge-Benz; dann kamen die schönsten Tage ihres Lebens: — sie gieng nun selbst zum Altar als Braut mit dem wohlhabenden Balder Christen, und nun kam gar ihr Hansli auf die Welt und er war ein Engel von einem Bübli und glich seinem Vater und ward brav, wie er, und sie meinte selig zu sein: aber nun schluchzte sie laut auf und rang die Hände: Christen war in Verzweiflung, er hatte durch wohlgemeinte, aber unbesonnene Bürgschaft sein Hab und Gut verloren und nun waren sie alle drei am Bettelstab; — dann sah sie ihren Mann im hitzigen Gallenfieber, hörte seine wirren Phantasien, dann Glockengeläute und sah einen langen Zug mit einem Sarge vor ihrem Geiste vorüberziehen; — der trug ihr Glück, ihren Stolz, ihre ganze irdische Stütze und ließ sie allein mit ihrem vierjährigen Hansli zurück; — es ward ihr schwarz vor den Augen; — dann kam sie in das Hüttchen, wo sie jetzt war, das sie durch die Großmuth eines der Gläubiger — des Gemeindeschreibers — noch zu kaufen vermochte; endlich kam noch das Schrecklichste: — Sie fühlte, wie ihr die Vorgesetzten ihren siebenjährigen Knaben, ihren einzigen Trost, aus den Armen und mit ihm allen Glauben an die Menschheit aus dem Herzen rissen; sie meinte zu sterben; sie brachte die schauerlichsten Nächte in Verzweiflung auf den Gräbern zu und schlich wie eine Verwirrte herum von einem Stalle zum andern — ja sie mußte hören, daß sie eine Hexe sei und konnte doch nicht sterben! — Wenn Lisi ihr damals nicht treulichst beigestanden wäre ins Geheim, und Zuspruch und Trost gebracht, sie hätte sich ein Leid angethan. So lebte sie nun an die 20 Jahre, mit ihrem Gram und dem reinsten Bewußtsein unverdienter Verachtung, während sie der ganzen Gegend ein wahrer Schutzgeist für die wichtigste Habe des Landmannes war. Und nun sollte dieß lange Elend auf einmal sein Ende nehmen? — es war fast nicht möglich

Da fiel das arme Stini endlich mit heißen Thränen auf die Knie nieder; und betete händeringend und inbrünstig hinauf zu Dem, der alle Thränen trocknen kann. Aber dießmal stand sie getrösteter als je wieder auf, und eingedenk Lisi's Ermahnung, sich wieder zu zeigen, wagte sie es, nach langer Zeit wieder zum ersten Male, eine Lampe anzuzünden, um in der Bibel zu lesen. So durch fromme Andacht gestärkt, sank endlich die Dulderin einem erquickenden Schlaf in die Arme. — Des andern Morgens klopfte es schon früh an Stini's Thüre, denn ihr Lämpchen von gestern Abend hatte ihre Gegenwart verrathen. Der Gemeindschreiber trat ein und fragte, ob sie in der Stimmung sei, etwas anzuhören, das sie verwundern könnte? — „Mi verwundert nüt meh, syt sie „mer mi Bub gnoh hei —" antwortete Stini. — „He nu, just vo dem weiß i öppis," sagte mildlächelnd der Gemeindschreiber, „frag mi was de witt, i cha dir uf alles antworte." — „Um tusig Gotts Wille lueget „mi nit e so heiter a!" schrie Stini laut auf, „u heit oh einisch Erbarme mit eme Muetter„herz, ihr erschröcklichs Herrevolch!" — „Aber Stini!" ermahnte der Greis sanft und als sie beruhigt war, erzählte er ihr mit aller Besonnenheit nach und nach umständlich das ganze Schicksal ihres Hansli von der Entführung an bis auf die letzten Tage, was, in Kürze gefaßt, darauf herauskam, daß Balder-Hansli von seinem reichen angeblichen Vetter nach Amerika mitgenommen, dort gut behandelt, und endlich zu seinem Erben eingesetzt wurde. — „Jitz, Madam Balder, jetzt stinet es si nüt meh," sagte der Ge„meindschreiber, „dir syt jitz e richi Frau „u chömet us dem armselige Gadeli weg „einstwile zu mir cho wohne — s'il vous „plait." — Aber Madame Balder war noch Stini: „Gadeli hin und Gadeli her!" — gab sie zur Antwort — „gäb i mi Hansli „selber wieder gseh ha, bringt mi lebendig „kei Gwalt da use — u de nacher erst nit. „Da han i bald 30 Jahr i Chummer u „Verachtig g'lebt u da wott i jitz mini Ehre„tage bschließe, wenn mer derigi no bschiede „sy. — Er cha mer de miera la baue, wenn „er sich sis alte Heimetli's verschämt; aber zu „mene Sühnis-Wyb wotti notti nit ga z'Tisch „si, u hürathe wird er grad einisch, das thüe alli „rechte Manne, wo's vermeu." — Nach wenigen Monaten kehrte Herr James (Tschems) Balder als ein steinreicher Mann wirklich wieder in die Arme seiner überglücklichen Mutter zurück, ließ ihr ihr „Gadeli" zu einem bequemen Stöckli umbauen, kaufte ihr Matten und Obstgärten dazu, und besuchte sie öfters von Walenhausen her, wo er sein väterliches Gut wieder gekauft hatte, — später sogar mit Frau und Kind. Balder-Stini aber, unsere vielgeprüfte Dulderin, feierte fortan fleißig den Gottesdienst, lebte in ungetrübtem Glücke und unzertrennlicher Freundschaft mit ihrem treuen Chünge-Lisi, der ganzen Gegend durch ihre Kenntnisse und Wohlthätigkeit zum Trost und Segen und ihren frühern Widersachern zur Beschämung; denn nun war sie, als reiche — angesehene Frau — keine Hexe mehr, — und starb im hohen Alter als eine wahrhaft geläuterte Christin.

Die beiden Commando.

Ein Militär kommandirte barsch einem Bauern, mit seinen Ochsen Platz zu machen für das nachkommende Detachement; da sagte der Bauer: „Machet Platz „ihr zwe, es chömen angeri."

Das unkluge Gewitter.

Als es vor einigen Jahren in einer Gegend unseres Kantons stundenlang so hagelte, daß schon in den ersten Minuten alles in Grund und Boden zerschlagen war, sagte ein Bauer: „das Wetter schynt ganz der Verstang ver„lore z'ha, daß es geng no druf loshagle „mag, wo doch nüt meh z'verschlah isch."

Die dichtenden Gänse.

Ein Herr, Namens Schwager, ein alter Geizhals, aber dazu ein Leckermaul, ließ sich alljährlich sechs Gänse mästen und verzehrte dann eine nach der andern, schmackhaft gefüllt und schön gelb gebraten, ganz alleine. Eine Gesellschaft lustiger Brüder wurde einig, dem Geizhalse einen Schabernak zu spielen. Einer von ihnen, der die Magd desselben auf das Korn nahm, wußte von dieser den Tag heraus zu bekommen, wo die Mästung der fraglichen Gänse vollendet sein würde, und vertauschte in der Nacht vorher alle sechs fetten mit sechs erbärmlich magern Gänsen. Als der Geizhals nun sein leckeres Mahl mit der ersten Gans beginnen wollte und zur Auswahl der fettesten selbst in den Gänsestall gieng, fand er sechs miserable Vögel, jeden mit einem papierenen Kragen, darauf der Vers stand:

Guten Appetit, Herr Schwager!
Gestern waren wir fett und heute sind
wir mager.

Die Kopfarbeit.

Ein Gelehrter wollte Holz kaufen, fand es aber zu theuer und sagte zu dem Bauer, der mit seinem Wagen vor dem Hause hielt: „Da verdiene ich mit all meiner Kopfarbeit kaum so viel", worauf der Bauer antwortete: „Ja Herr Dokter, meine Ochsen da haben aber auch strenge Kopfarbeit damit gehabt, und sinds doch ihrer zwei."

Das unrechte Lied.

In der Kirche hatte ein Herr das Verzeichniß der Nummer des Gesang-Liedes zu lesen vergessen und fragte darum seinen Nachbar, trat ihm aber dabei unversehens auf die Zehen. „Tret' der Herr auf seine Füße" gab dieser zur Antwort. Da suchte der Herr noch lange dieses Lied in seinem Gesangbuche, konnte es aber nicht finden.

Schiller und sein Nachbar.

Schiller lernte in seiner Jugend die Harfe spielen, zum großen Verdruß seines Nachbars, den das Geklimper erbärmlich langweilte. Einst rief er ihm durch die offenen Fenster zu: „Herr Schiller, Sie spielen ja „den König David, nur nicht so schön wie „dieser." — „Und Sie, erwiederte Schiller, „den König Salomo, nur nicht so weise."

Langes Leben.

William Craft, ehemals während des Krieges von 1756 Diener Washingtons, des großen Befreiers der Vereinigten Staaten von Nordamerika, ist am Ende 1861 in Rummersville in Virginien, im Alter von 128 Jahren gestorben. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der jüngere 97 Jahre zählte. Sein Vater starb im Alter von 132 Jahren im Jahr 1769. Als jüngst der Separatisten-General Evans durch Rummersville passirte, sah er an einer Thürschwelle einen hundertjährigen, weinenden Greis. Um die Ursache befragt, zeigte dieser auf einen andern Greis und sagte: „Dieser da, mein Vater, hat mich geschlagen." Herr Evans erkundigte sich bei diesem Vater (dem

oben genannten William Craft), was sein hundertjähriger Sohn verbrochen habe. Der alte Vater erwiederte, der geschlagene Sohn habe es an schuldigem Respekt gegen dessen Großmutter fehlen lassen. Und in der That hat diese noch ihren Sohn William Craft überlebt. Sie zählte bei seinem Tode 148 Jahre.

Sprichwörter.

Wer allzuviel bedenkt, wird wenig leisten.

Vergebens sucht der Mensch des Glückes Quelle
Weit außer sich in wilder Lust:
In sich trägt er den Himmel und die Hölle
Und seinen Richter in der Brust.

Wer ist dein ärgster Feind?
Des Herzens böse Lust,
Die widerspänst'ger wird,
Je mehr du Lieb's ihr thust.

Sollen dich die Dohlen nicht umschrei'n,
Müßt' nicht der Knopf auf dem Kirchthurm sein.

Wer nach jedem bellenden Hunde werfen wollte, müßte viele Steine haben.

Wenn sich die Hirten zanken, hat der Wolf gewonnen Spiel.

Man muß mit Gott in die Hand speien.

Unheilbarer Irrsinn.

Herr Doktor Gall, der Erfinder der Schädellehre, kam einmal in ein Irrenhaus. Einer der Narren führte Gall herum und sprach fortwährend sehr verständig mit ihm. Gall befühlte ihm daher den Kopf und sagte: „Hier finde ich keine Spur von Wahnsinn. Wie kamen Sie ins Tollhaus, da Sie weder das Organ der Narrheit haben, noch irgend eine närrische Handlung begehen?" „Das will ich glauben, versetzte der Narr — daß Sie an dem Kopfe, der auf meinen Schultern sitzt, kein Organ der Tollheit finden können; Sie müssen wissen, es ist nicht meiner, er wurde mir nur aufgesetzt, als ich während der Revolution geköpft worden war."

Eine köstliche Frau.

Heinrich: Wie geht es dir, lieber Freund? Es ist schon so lange her, seit ich dich zum letzten Male gesehen habe.

Fritz: O, ich bin überglücklich, ich habe einen wahren Engel geheirathet; ja, meine Frau geht mir über Alles.

Heinrich: Armer Freund!

Fritz (mit einiger Entrüstung): Wie so?

Heinrich: Nun ja! Eine Magd, die mir über Alles geht, schicke ich augenblicklich fort; eine Frau aber, vor welcher nichts mehr sicher ist, muß man dennoch behalten.

Wohl gespeist!

Man stand von einem Tische auf, wo die Kost sehr mager war. Der Wirth rief den Gästen zu: „Ich wünsche wohl gespeis't zu haben!" Ein Witzbold, welcher sich ebenfalls unter den Gästen befand, erwiederte: „Und ich wünschte wohl gespeis't zu haben.

Räthsel.

Welches ist der Unterschied zwischen London und Paris?

In London ist Preßfreiheit, in Paris wird die Freiheit gepreßt.

Die große Welt-Ausstellung zu London.

(Siehe die Abbildung.)

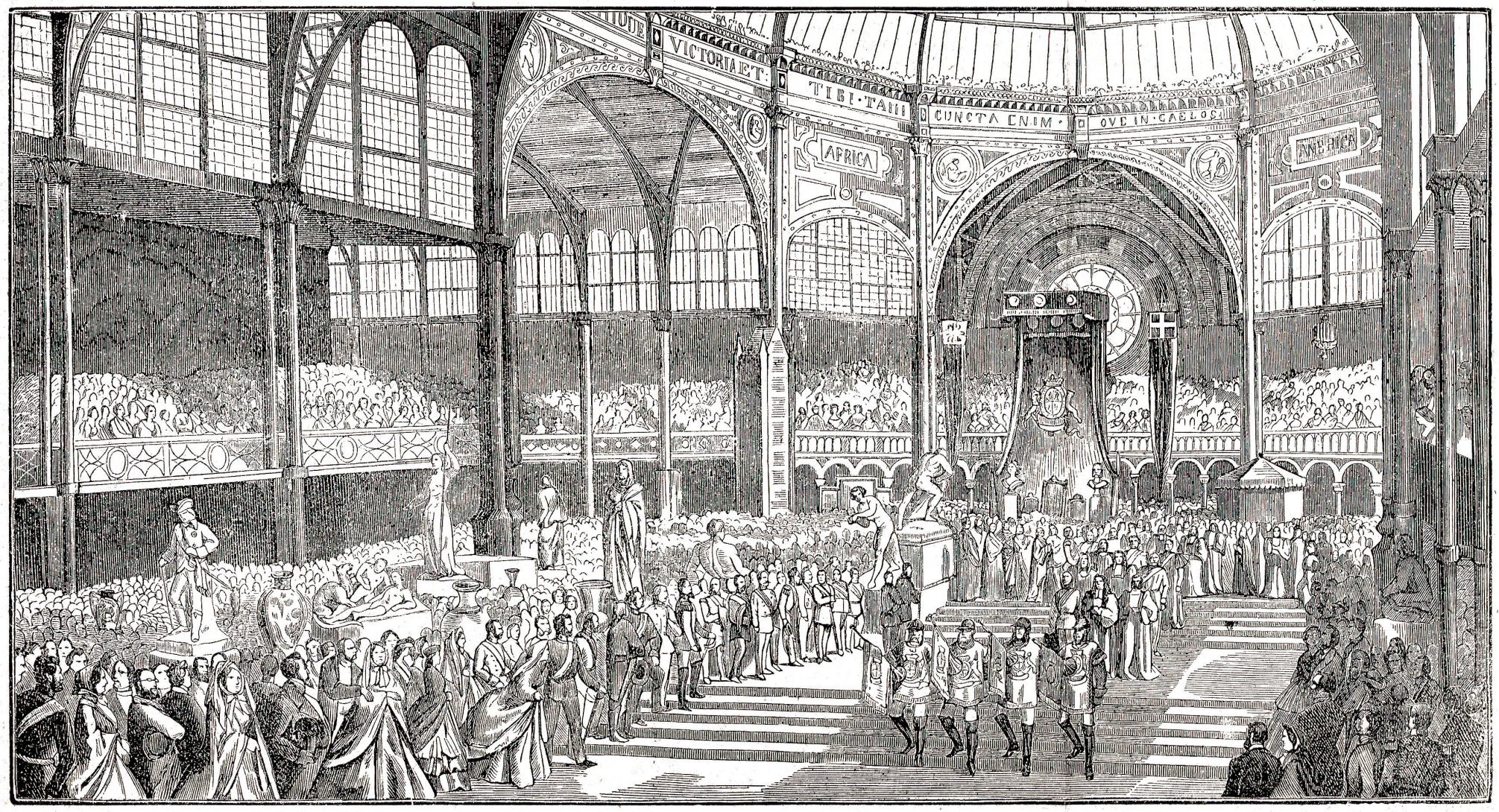
Am 1. Mai 1862 wurde die große Gewerbs- und Kunstausstellung, an welcher alle gebildeten Völker und Länder des Erdbodens Theil zu nehmen eingeladen waren, in dem zu diesem Zweck errichteten riesenhaften Gebäude zu London feierlich eröffnet. Dieses Ausstellungsgebäude steht in Süd-Kensington, in einem der ausgedehnten Parks, welche mit ihren herrlichen Baumgängen, weiten Rasenplätzen und silberhellen, von Schwänen durchfurchten Teichen und Bächen, mitten in dem unübersehbaren Häusermeer der Hauptstadt Englands, die mehr Bewohner hat als die ganze Schweiz, eine so große Zierde und Annehmlichkeit Londons sind. Längs einer vielfachen Allee dehnt sich der Palast in einer Länge von 1150 Fuß und in einer Gesammtbreite von ungefähr 800 Fuß aus, und nimmt eine Fläche von etwa 23 bis 24 Jucharten ein. Im Mittelschiff ist die Höhe 100 Fuß und die Breite 65 Fuß; parallel mit demselben ziehen sich mehrfache schmälere Schiffe und Höfe hin, welche durch Galerien gebildet werden. Zahllose gußeiserne, meistens hohle Säulen ragen empor und tragen die Gewölbrippen, das Dach und jene Galerien. Durch die zahlreichen, oben und seitwärts angebrachten Fenster, öfter aus farbigem und gemaltem Glas, strömt reichliches Licht überall hin in die weiten Räume. An beiden Enden des Mittelschiffes erheben sich zwei achteckige Hallen von großem Durchmesser mit hohen kühnen Kuppeln, wie der St. Petersdom zu Rom, überwölbt (Ost- und West-Dome). Drei Hauptquerschiffe — in der Mitte und an beiden Enden — durchkreuzen die Langschiffe. An den vier Ecken und in der Mitte jeder der vier Seiten stehen die thurmartigen Eingangshallen. Die äußern Umfassungs-Mauern bilden Reihen hoher Bogen, hinter denen zunächst die zahlreichen Restaurationen und Caffe's für die Besucher der Ausstellung, so wie die verschiedenartigsten Büreaux für die Beamten, die Polizei, Posten, Telegraphen, verlorne Gegenstände u. s. w. sich befinden. Der ganze überdeckte Raum enthält beiläufig 60 Millionen Kubikfuß (Leere), — ungefähr 1/3 mehr als der Krystallpalast von 1851 — und der unbedeckte Raum für große Gegenstände, welche nicht durch die Witterung leiden, 35,000 Quadratfuß Fläche. Die Baukosten stiegen auf annähernd 12½ Millionen Franken. Zu Deckung dieser Kosten und derjenigen für die Verwaltung, das Personal u. s. w. bedarf es täglich zwischen 50,000 und 60,000 Franken Einnahme. Im Anfang betrug das Eintrittsgeld 1 Pfund Sterling, nahm jedoch allmälig ab bis auf 1 Schilling (gleich Fr. 1. 35) außer Mittwochs und Samstags, wo es das 2- bis 5fache beträgt. Für die ganze Dauer der Ausstellung konnte man ebenfalls um schweres Geld Karten haben, deren Besitzer einzig zum Eintritt am Eröffnungstag zugelassen waren. An das Hauptgebäude stoßen Flügelbauten (Annexen) in Form von langen Hallen an und dazwischen liegt ein von der königlich brittischen Gartenbaugesellschaft neu angelegter großer Garten mit den merkwürdigsten und seltensten Pracht-Pflanzen und Blumen.

In diesen schönen Räumlichkeiten nun sammelten sich am Morgen des 1. Mai bei 30,000 mit Saisons-Karten (zu 5 Pfd. Sterling) versehene Besucher und amtlich Eingeladene, um der Feierlichkeit der Eröffnung beizuwohnen, die zwar diesmal nicht wie 1851 durch die Königin Viktoria selbst stattfand, weil sie für ihren im letzten Winter verstorbenen Gemahl, den Prinzen Albert, in tiefer Trauer steht. Ihre Stelle wurde durch ihren Vetter, den Herzog von Cambridge (sprich Kembritsch) als Alterego vertreten. Im Westdom hielt derselbe, nach der Ansprache des königlichen Commissärs für die Ausstellung, Grafen Granville, die Eröffnungsrede, umgeben von den vornehmsten Lords und Damen des Hofs, des hohen Adels, der Mitglieder des Parlaments und des Militär- und Civil-Staatsdienstes, nebst mehrern fremden Prinzen, Gesandten und Generalen, — so der schwarzen Excellenz von Hayti und des Gesandtschaftspersonals aus Japan, ferner der Erbauer des Ausstellungsgebäudes, der Ausstellungs-Commissäre aller Länder, der Mitglieder der Preis-

gerichte u. s. w. Dann bewegte sich der glänzende Zug durch das lange Mittelschiff gegen die Ostseite, unter Vorausschreiten der Herolde und Trompeter, des Lordmayors der Stadt London in seiner mittelalterlichen Amtstracht und anderer Mayors der größten Städte Englands, eskortirt von den Schwert- und Streitaxtträgern, deren groteske Gestalten und romantischen Waffenröcke sich sonderbar genug in dem Tempel der modernen Industrie ausnahmen. Auch an weiß gepuderten Perrücken und schwarzen Talaren der obersten Magistrate, Richter und Kanzler fehlte es nicht. Denn der Engländer liebt und bewahrt die alten Formen, Gebräuche und Trachten. Im östlichen Dom und Querschiff angelangt, wo eine kolossale Orgel (als Ausstellungsgegenstand) und ein zahlreiches Orchester und Sängerchor aufgestellt war, nahm das Personal des Zugs Platz auf den amphitheatralisch aufsteigenden Sitzen. Nach der Aufführung der vom gekrönten Staats- und Hofdichter Tennyson gedichteten uud von Bennet componirten Festcantate und des nie fehlenden „God save the Queen" — Gott erhalte die Königin — sprach der Bischof von London das Gebet, gefolgt von Händels berühmtem „Hallelujah und Amen" aus „Messias". Schließlich erhob sich der Herzog von Cambridge nochmals und sprach mit lauter Stimme: „Auf Befehl der Königin erkläre ich jetzt die Ausstellung für eröffnet." Die Trompeter der Leibgarde begleiteten das Wort mit einer langen Fanfare und von einem Ende des Gebäudes bis zum andern scholl aus 30,000 Kehlen ein Freudenruf der Menge und ein Lebehoch der Königin gleich dem Gebrause eines Meeressturms; während hunderttausende von Zuschauern, welche außerhalb des Gebäudes alle benachbarten Straßen, Zugänge und Plätze deckten, als gewaltiges Echo in den Ruf einstimmten. — In der imposanten Entfaltung nationaler Größe an Reichthum, Glanz, Pracht und Ruhm, wie an weltbeherrschender Macht und Ueberlegenheit seines Volks in Handel, Gewerb, Seefahrt, sowie an unüberwindlicher Ausdauer, Tapferkeit und an Gemeinsinn — fühlt sich jeder Engländer, bis zum Kleinsten und Aermsten, neidlos gegen Reichere und Vornehmere, selbst groß, reich und eins mit seinem Vaterland. Er ist ein Engländer.

Sehen wir uns nun in den weitläufigen Räumen um, die wie eine Stadt in Quartiere, breitere und schmälere Straßen oder Gänge eingetheilt sind, wo die Tische, Gestelle und Glasschränke, Draperien und Trophäen in allen möglichen zierlichen Formen gleichsam die Magazine und Läden vorstellen, in denen die eigenthümlichen Erzeugnisse aller Länder und Völker lockend prangen, theils zu ebener Erde, theils auf den Galerien. Bei jedem Land tragen hohe Trophäen die glänzendsten Ausstellungsgegenstände zur Schau und bilden gleichsam die Schilde, mit den Aufschriften der Länder und Aussteller. Die Zahl der Aussteller betrug 25,000, die Zahl der Gegenstände beläuft sich aber auf viele Hunderttausende. — Die Provinz oder das Quartier England mit seinen Colonien nimmt beinahe die ganze östliche Hälfte des Ausstellungspalastes für sich in Anspruch. Man weiß auch in der Schweiz, was die Engländer Erstaunliches leisten in jeden Fächern der Industrie, so daß es überflüssig wie unmöglich wäre, hier eine Aufzählung der Einzelnheiten zu geben. Das nämliche ist der Fall hinsichtlich der in manchen Punkten noch glänzendern Ausstellung der Franzosen, die auch ein sehr großes Quartier einnimmt. Dann kommen die Zollvereinsstaaten Deutschland, ferner Oesterreich, das nicht zurückbleibt, und das gewerbreiche Belgien. Nicht zu den letzten, bezüglich des Werths, wenn auch nicht der Ausdehnung nach, gehört die Ausstellung der Schweiz, die freilich weniger Aussteller und Gegenstände hat, als im Jahr 1851. Dennoch bewahren ihren alten Ruhm: die Bijouterien, Uhren und Marine-Instrumente, Zeit- und Höhenmesser der Genfer, die Uhren und Gravüren auf Gold- und Silberschalen der Neuenburger und Juraberge, die feinen Baumwollen- und Musselinen-Gewebe und bewundernswerthen (Maschinen- und Hand-) Stickereien von St. Gallen, Appenzell, Zürich, die Seidenstoffe und Bänder Zürichs und Basels, das weniger vertreten ist, die Feuerwaffen (Stutzer und Jagdgewehre) von Bern, Genf, Waadt und die Holzschnitzereien des Oberlandes.

Die große Welt-Ausstellung zu London.



Wir erwähnen ferner der gleichzeitigen Viehausstellung in Patersea-Park (auf einem Raum von 9 bis 10 Jucharten), an welcher die Schweiz mit Ehren Theil nahm. 50 schöne auserlesene Stücke der zwei Hauptracen (die graue und braune und die gefleckte oder Greyerz-Siebenthal-Race) langten mit ihrer Begleitung von schmucken Kühern und Knaben nach einer glücklichen Reise (von Basel am 17. verreist) über Paris und Dünkirchen auf der Eisenbahn, und vom letztern Seehafen weg auf dem Meer, am 21. Juni in London an, und zogen nach kurzer Rast nach dem noch zwei Stunden entfernten Ausstellungslokal gleich einem reichen Sennthum, das auf die Alp zieht, die schönen Thiere mit kleinen und großen Treicheln und Glocken, die melodisch ertönten, voran ein Alphornbläser und der „Muni mit Melchstühli und Meien dran" geschmückt; die Führer und Treiber, in ihrer Kühertracht, mit Käskessen und Geschirren auf den Brenten und Räfen — mittendrin und hintendrein ho! ho! rufend und johlend, den treuen „Ringgi" nicht zu vergessen. So giengs — wie schon im freundlichen Dünkirchen — durch die Straßen und Plätze der Stadt London, unter dem Zudrang einer zahllosen Zuschauermasse, welche das selten oder nie gesehene Schauspiel mit lautem Jubel begleitete und das größte Vergnügen an den Tag legte. Die Schweizer erhielten bei der Preisvertheilung vom 26. Juni für beide Racen mehrere Preise — unter Andern 1) für die Gefleckten: die landwirthschaftliche Gesellschaft von Simmenthal und Saanen, Burri in Lustorf, Ecoofey in Freiburg, de Loys in Lausanne u. s. w. 2. Für Braune: der schwyzerische Bauernverein, Schnyder in Sursee, Dolder, Mettler, Schmid in Thalweil und andere.

Viele Tage lang könnte man in der Industrie-Ausstellung herumwandern, wenn man Allem einige, auch nur kurze Aufmerksamkeit schenken wollte — Da kämen wir, außer in die oben genannten Länder, auch nach Italien, Spanien, Dänemark, Schweden und Rußland, nach der Türkei, nach Persien, Indien, China, Japan, über Australien (von wo eine Goldmineral-Pyramide, 100 Fuß hoch, von allem seit Jahren gewonnenem Gold, jedoch nur nachgeahmt, aufgestellt ist), nach Süd-Amerika, Chili und Peru, Brasilien, Centralamerika, Californien, in die Vereinsstaaten, nach Canada, Grönland und Island, über Norwegen nach England und Holland in die Schweiz zurück. Nicht nur Leinen-, Wollen-, Baumwollen-, Seiden-Gewebe, Teppiche, Geschirr, Glas, Spiegel, Kerzen, Seife, Parfümerie-, Farb- und Metallwaaren, Instrumente, Geräthe, Möbeln, alles vom feinsten bis zum gewöhnlichsten und wohlfeilsten, vom kleinsten Objekt bis zu den gewaltigsten Massen; auch eine Menge Maschinen aller Art sind vorhanden, welche von Dampf getrieben, fortwährend Brod, Papier, Backsteine, Brief-Couverts, Pinsel, Stiefel, Nägel, Schlüssel, Räder, Nadeln, Kugeln, Lettern, Thonpfeifen u. a. m. fabriziren. Desgleichen sind in Thätigkeit: Druck-, Dreh-, Holzschneide-, Hobel-, Bohr-, Gravier-, Pump-, Wasch- und unzählige andere Maschinen, daß einem Hören und Sehen vergeht. Auch Kunstgegenstände, Bildsäulen, Grabmäler, Vasen, Gemälde füllen ganze Galerien an. Ferner Naturprodukte und Lebensmittel der mannigfaltigsten Art begegnen uns in den durchwanderten Weltgegenden oder vielmehr in ihren Ausstellungen. Herrlich zu schauen sind die wundervollen Gold- und Silber-Arbeiten, Geschmeide und Edelsteine; so erscheint der große indische Diamant Ko-hie-Nur, „Meer des Lichts", welcher schon 1851 ausgestellt war, auch jetzt wieder, aber (mit fl. 100,000 Kosten) besser geschliffen und zieht aller Augen auf sich. Ein zweiter, noch größerer Diamant, „der Hof von Holland", jedoch von geringerm Schliff und Glanz, der einem holländischen Juvelier gehört und angeblich 1 Million Pfund Sterling gewerthet (aber wohl von Niemanden bezahlt) wird, macht dem Ko-hi-Nur den Rang streitig. Auf eine weitere Aufzählung der merkwürdigsten Gegenstände und deren Beschreibung einzutreten, dazu würde es nicht nur den ganzen Kalender, sondern auch ein großes Buch erfordern. Die Ausstellung wurde immer stärker befucht und steigerte sich in den Monaten Juli und August bis auf 65,000, ja bei besondern Gelegenheiten bis auf 80,000 Personen in einem Tag. Durch die verschiedenen Preisgerichte wurden den Ausstellern für die besten gelieferten Waaren Medaillen und Ehrenmeldungen zuerkennt und am 11. Juli mit großer Festlichkeit durch Lord Taunton ausgetheilt, im Ganzen 7000 Medaillen und 5300 Ehrenmeldungen. Den Schweizer Ausstellern, welche zusammen 383 waren, fielen 113 Medaillen und 88 Ehrenerwähnungen zu, deren namentliche Angabe hier zu weit führen würde. Im Ganzen war also das Ergebniß für die Schweiz, welche sich nicht sehr stark an der Ausstellung betheiligt hatte, dennoch ehrenvoll genug und kommt im Verhältniß demjenigen der ersten Industrie-Nationen ungefähr gleich.

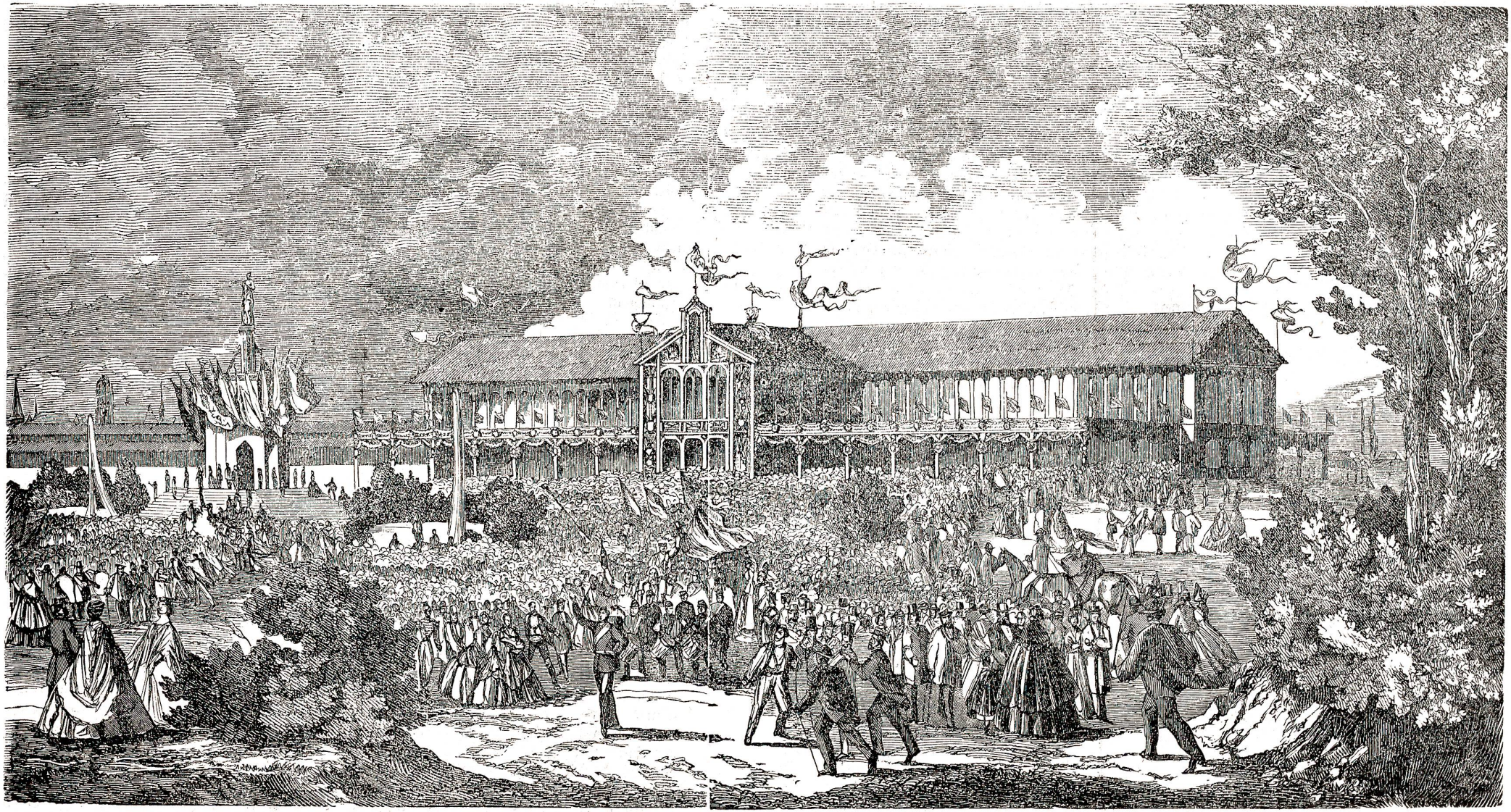
Das große deutsche Schützenfest zu Frankfurt.

(12. bis 22. Juli 1862.)

(Siehe die Abbildung.)

In der alten freien Reichs- und Kaiserkrönungs-Stadt Frankfurt am Main fand in den Tagen vom 12. bis zum 22. Juli 1862 ein großes Freischießen statt, welches nicht blos durch seine Großartigkeit und Pracht, sowie in Folge seiner nationalen Bedeutung für Deutschland merkwürdig, sondern auch insbesondere für uns Schweizer von einem weitertragenden Interesse ist. Im vorigen Jahr war der neu sich bildende deutsche Schützenverein noch in verhältnißmäßig kleinerer Zahl unter dem Vorstand des Herzogs von Sachsen-Coburg in Gotha versammelt und hatte für das Jahr 1862 das erste allgemeine deutsche Freischießen nach Frankfurt ausgeschrieben. — Nicht nur an alle Schützen und Schützengilden und Freunde der deutschen Bundesländer, sondern auch, mit besonderer Auszeichnung und Herzlichkeit, ergieng die Einladung zur Theilnahme an die Schweizer als gute, stammverwandte Nachbarn und treffliche Schützen. Die ganze Einrichtung des Schießens wurde, mit geringen, durch die alten Gewohnheiten der deutschen Schützen bedingten Ausnahmen (wie z. B Scheiben für die aufzulegenden Stutzen), denen der eidgenössischen Schützenfeste entnommen. – Zahlreiche und prächtige Gaben zu Preisen flossen von überall her, auch aus der Schweiz, nach der Feststadt. Die Schweizer, einzig von allen nicht zum deutschen Bund gehörigen Völkern, waren speziell zum Auftreten in Masse unter eigenem fliegendem Panner eingeladen, während die Schützen anderer Länder nur als einzelne Personen und kleinere Gesellschaften zugelassen waren. Der lockenden Einladung entsprachen mehr als 1000 Schweizer, welche sich zu Basel — am 11. Juli — zur gemeinsamen Abfahrt, unter der zu diesem Zweck durch das Central-Schützencomite zu Lachaux-de-Fonds angeschafften und zum Geschenk für Frankfurt bestimmten schweizerschen Schützen-Fahne freudig schaarten. Schon ihr festlicher Empfang und Abschied in der gastfreundlichen Handels- und Universitätsstadt am grünen Rheinstrom war ein überaus erhebender. — Unter der Führung der Herren eidg. Oberst Kern von Basel und Scharfschützen-Oberst Wydler von Aarau zogen am Morgen des 12. Juli die Schützen durch die mit Fahnen und Guirlanden geschmückten Straßen über die bewimpelte und mit grünen Bogen überwölbte Rheinbrücke zum deutschen Bahnhof. Der gewaltige Eisenbahnzug, welcher von Basel hinweg die wehrhafte Schaar der Eidgenossen durch das schöne badische Land, zwischen Rhein, Schwarzwald und Odenwald hinunter, nach Frankfurt führte, wurde überall von der Bevölkerung mit Hochrufen und Schüßen, Blumen und Kränzen festlich und herzlich begrüßt. Der Empfang und Einzug der Schweizer in die Feststadt glich aber einem wahren Triumphzug, unter dem Freudenrausche einer großen begeisterten Bevölkerung. „Helvetiens Alpensöhne" — sagt ein Frankfurter Augenzeuge — „wurden begrüßt, wie keine der ankommenden Gäste, obgleich allen ein offenes Herz dargebracht wurde. Die Menge vor dem Main-Nekar-Bahnhof und die drinnen wollte nicht enden mit ihren Rufen, Alles jubelte den Stammesgenossen zu." Nachdem sie sich im Zug geordnet und einen Kreis gebildet, hielt Dr. Sauerländer im Namen Frankfurts eine herzliche Begrüßungsrede, worin er unter Anderm sagte: „Dank Euch, daß Ihr dem Rufe gefolgt seid und heute zum ersten Male an den Ufern des Mains jenes

Das große deutsche Schützenfest zu Frankfurt am Main.



glorreiche Panner aufpflanzt, welches die Helden von Morgarten, Sempach, Granson, Murten und St. Jakob geführt haben. Wenn unsere Jugend das flammende Kreuz noch nicht von Angesicht kennt, so kennt sie doch die Tage des Ruhmes, verherrlicht in den unsterblichen Gesängen unserer Dichter; sie kennt das Land der Alpenrosen, die Felsenburg der Freiheit, das Brüdergeschlecht der Eiogenossen, und diese unsere begeisterte Jugend ruft Euch heute zu: Seid willkommen auf deutscher Erde, ihr treuen Boten aus dem Schweizerlande; Gruß und Handschlag zum ewigen Bündniß, liebwerthe Eidgenossen, Schweizerbrüder!" — Auf diese schöne Anrede antwortete Oberst Kurz mit einem entsprechenden herzlichen Gegengruß und schloß: „Schützen, Kameraden! bringt den Gruß des Schweizerlandes den deutschen Schützen, der Stadt am schönen Main, dem ganzen Deutschland, dem Gesammtvaterland unserer Freunde, es lebe, es gedeihe, es erstarke; ruft mit voller Schweizerkehle: Deutschland hoch!" Ein donnernder Schall der Schweizer folgte dieser Aufforderung. Dann setzte sich der Zug in Bewegung, voran junge Turner als Wegweiser, Musik, Comite, die von Basel mitgenommene junge Schaar gewandter Trommler, endlich das wohlgeordnete, kriegerisch einherschreitende Corps der Schweizer, in dunkeln Röcken, mit Stutzer und Waidsäcken, auf den Hüten die Schweizercokarde und die rothglühenden Alpenrosenbüsche, überragt von der flatternden Fahne mit weißem Kreuz Kopf an Kopf, dicht gedrängt steht die Menge der Wartenden und begrüßt die Ankommenden mit rauschendem Zuruf Auf der Zeil werden den Schweizern Quartierbillete ausgetheilt. Für einen großen Theil (3 0) ist ein geräumiges Gebäude, nämlich die mit den Schweizerkantonswappen und Wimpeln, sowie mit einem Bilde Wilhelm Tells gezierte Lederhalle zu einer freundlichen Wohnung und Schlafstätte umgewandelt und heißt fortan auf alle Zeit „Schweizerhof".

Alle Thore, durch welche man von den festlich verzierten Bahnhöfen in die Stadt kömmt, sind mit Fahnenbündeln in den deutschen und den Frankfurter Farben (roth und weiß) gekrönt, die langen Straßen zu beiden Seiten mit Fichtenbäumen wie Alleen bepflanzt und bewimpelt, von den Fenstern und Giebeln der Häuser hängen Teppiche und Guirlanden und flattern große und kleine Panner, nicht selten rothe mit dem weißen Kreuz; von Stelle zu Stelle erheben sich grüne, ebenfalls mit Schildern und Flaggen gezierte Ehrenpforten. An Bildern, Statuetten, Emblemen, Inschriften und Sinnsprüchen fehlt es nicht. So ist die Stadt bis in die engsten Gäßlein geschmückt.

Auf den umzäunten Festplatz vor dem Friedbergerthore tritt man unmittelbar von der Straße weg, durch ein großes Portal und gelangt auf eine weite, von breiten Wegen durchzogene und mit Ziergebüschen besäete grüne Fläche, in deren Mitte der Gabentempel steht, der in gothischer Form achteckig in zwei Stufen mit Galerien und einem thurmartigen Aufsatz emporsteigt, geziert mit dem weißen Standbilde der Germania, die Linke auf den Schild gestützt, die Rechte einen Lorbeerkranz emporhaltend. Im Erdgeschoß leuchten die herrlichen glänzenden Gaben hinter den hellen Scheiben. Links vom Gabentempel zieht sich die 1170 Fuß lange und 50 Fuß breite Schießhütte hin, hinter welcher 100 Scheiben auf die Entfernung von 600 Fuß für die Standscheiben und 1050 Fuß für die Feldscheiben aufgestellt sind: nämlich 50 Standkehrscheiben, 10 Standfestscheiben, 20 Feldkehr- und 10 Feldfestscheiben (je 2 dieser Fest- oder Stichscheiben haben nur einen Namen und gehören zusammen), alle diese für's Freihandschießen; sodann 8 Standkehr- und 2 Festscheiben für die Aufleg-Schützen. Auf jede Standfest- (oder Stich-) Scheibe konnte jeder Schütze nur Einen Schuß, auf die Feldfestscheiben zwei Schüsse thun; auf die Kehrscheiben aber, wie bei uns, so viel jeder wollte. Blos für Deutsche bestimmt waren die Festscheiben: Deutschland (Stand) und Heimath (Feld). Rechts vom Eingang, der Schießhalle gegenüber, liegt ein Gebäude von 800 Fuß Länge und 20 Fuß Tiefe, zu Verkaufs- und Wirthschaftslokalen, Telegraphen-, Post- und andern Büreau's, Büchsen- und Waffenläden, Schneider- und Coiffeurs-Ateliers u. s. w. eingerichtet; an beiden Enden liegen die Bierhallen. In der Tiefe des Platzes, jenseits des Gabenhauses, erhebt sich die Festhalle, ein reich geschmückter, geschmackvoller Bau in Kreuzform, 410 Fuß lang und, im kürzern Kreuzarm mit der Eingangshalle, 164 Fuß tief. An die Langseite lehnen sich 30 kapellenartige Nebenhallen. 150 Tische bieten Platz für 4500 Personen zum Speisen dar. Sämmtliche Trag- und Stützpfeiler sind mit Moos umwunden und tragen Panner und Schilde, dazwischen schweben grüne Laubgewinde und zahlreiche Kronleuchter und einzelne Flammen. In den Enden der Kreuzarme ziehen sich Galerien hin für Sänger, Musikkorps u. s. w. Gegenüber des Eingangs steht die Rednerbühne; über derselben und gegenüber große Gemälde, sowie im Giebelfeld eine Germania mit den verschiedenen deutschen Stämmen. Hinter der Festhalle dehnen sich Keller, Vorrathskammern und die Küche aus, mit ihren zahllosen Geräthen und einer Dienerschaft von 57 Köpfen Der Schützenwein ist Deidesheimer (Rheinwein), zu 48 Kreuzer die Flasche. — Auf der an den Festplatz anstoßenden Bornheimer Haide war ein offener Volksfestplatz mit einer Budenstadt eingerichtet worden, wo sich das Volksleben in seiner heitersten Lust entwickelte.

Am Sonntag, den 13, sammelten und ordneten sich die Schützen und Theilnehmer des historischen Festzuges auf der Südwestseite der Stadt und zogen dann durch dieselbe nach der Schießstätte. Vorerst wurde aber auf dem großen Platze, dem „Roßmarkt", Halt gemacht, wo Herzog Ernst von Coburg von einer Tribüne herab das neue Banner des Schützenbundes mit einer warmen, patriotischen, von vielfachem Hochrufen des Volkes begleiteten Rede den Pannerträgern der Stadt Frankfurt übergab, und sodann der Fahne nachfolgend sich dem Zug anschloß, welcher seinen etwas langsamen Gang in dem ungeheuern Menschengewoge weiter durch die Straßen der Stadt fortsetzte in folgender Ordnung: Nach der ersten Musik und bewaffneten Turnern kamen Schaaren Bewaffneter aus verschiedenen Zeitaltern der Deutschen. Zuerst Urgermanen mit Thierfellen zu Pferd; dann Bogenschützen; Luntenschützen, Lanzknechte aus dem 30jährigen Krieg. Zwischen den Abtheilungen: Frankfurter Schützen, Turner, Sängerschaaren (860 Mann), moderne Reiter; Sachsenhäuserjäger; die jugendlichen Turner als Wegweiser und Boten; die Zeiger und Warner in alterthümlicher Tracht und Zeichen. Dann eine liebliche Gruppe weißgekleideter Jungfrauen mit Rosahändern, die silbernen Ehrenbecher tragend; jüngere Mädchen mit einem Riesen-Bouquet von Rosen. Jetzt wogt ein rauschender farbiger Wald von 120 Schützenfahnen heran, überragt von dem großen Reichspanner mit dem Adler im rothen und goldgestickten Feld. Dann die Vorstände und Comite's des Festes. Endlich die Masse der Schützengengesellschaften, bei 10,000 Mann stark. Voran die Schweizerschaar von 1020, in Zügen geordnet, in der Mitte die eben so tüchtigen als niedlichen Basler Cadetten-Trommler mit ihrem Tambourmajor, der seinen silberbeknopften Stock über die zweite Etagenhöhe in die Luft wirbelte und wieder auffieng. Das eidgenössische Panner folgte, von einem gewaltigen Urschweizer in mittelalterlicher Tracht getragen und von zwei andern ebenso gekleideten Kriegern bewacht. Dann kam der zweite Schlachthaufen und die übrige Schützenmenge. Nur die Schweizer, die Wiener und die Münchner trugen die Fahnen bei sich, weil dieselben, zu Geschenken an Frankfurt bestimmt, erst später übergeben werden sollten. Anhaltende Stürme von Grüßen und begeisterten Hoch's begleiteten den Zug bis zum Festplatze, wo er erst um 4 Uhr anlangte.

Hier stellte er sich im weiten Kreis um das Gabenschloß auf. Der Sängerchor ließ den Choral „Herr Gott, dich loben wir" feierlich erschallen. Namens des Vorstandes und der Stadt Frankfurt übergab sodann Dr. Passavant in begeisterter Anrede den Festplatz der Schützengesellschaft und brachte dem deutschen Vaterland ein Hoch, das aus vielen tausend Kehlen wie Meeresbrandung wiederhallte. Dann gieng es in die Speisehalle zum Essen, die Hunderte von Fahnen wurden aufgepflanzt und wehten hoch über dem Meer von Köpfen in dem weiten Raum, wo auch der Herzog in schlichter Schützentracht, umgeben vom Comite und den Festjungfrauen, tafelte. In den Toastreden auf

das Vaterland, auf die Gäste, auf die Einigkeit, wurde der Eidgenossen stets vorzugsweise und mit Vorliebe gedacht. Während des Banketts begann das Schießen in der Schießhalle, indeß wurde heute noch bloß zur Probe geschossen.

Am zweiten Festtag (14. Juli) schon früh knatterten lustig die Schüsse. Bald waren die Schweizer und Tyroler allen übrigen voran, und die erstern ebenso den letztern, welche meistens ältere, geringere Waffen und weniger Uebung hatten. Die ersten Nummernbecher im Stand gewannen vier Schweizer: Hauser von Richtersweil, mit 36 Nummern, Streif-Luchsinger von Glarus, Knutti von Basel und Groß von Münchaltorf, und ein Tyroler, Hackenegger von Insbruck; im Feld erhielt den einzigen Nummernbecher ein Schweizer: Staub von Wädenschwyl, für 126 Nummern. Am Mittagessen feierte Dr. Stern von Frankfurt die Schweiz und Regierungspräsident Schenk von Bern antwortete mit dem Ausdruck der Anerkennung und des Hochgefühls der Schweizer für das großartige Fest einer großen Nation und für die brüderliche Aufnahme, sowie mit einem Hoch auf die schöne und freie Entwicklung Deutschlands. An diesem Tage wurde auch von einer Deputation aus Nordamerika, unter dem Generalkonsul Murphy, das Sternenpanner aufgepflanzt.

Am dritten Festtage, den 15., übergaben die Schweizer im feierlichen Zuge, ihre beliebten Cadetten-Trommler an der Spitze, beim Gabenhaus die mitgebrachte eidgenössische Fahne dem Central-Commite zu Handen der Frankfurter Schützen als Geschenk. Herr Cornaz, Großrath in Lachaux-de-Fonds, Namens des schweizerischen Central-Comite's für das nächste Schützenfest, hielt dabei eine schwungvolle Rede und schloß: „Euch, deutsche Schützenbrüder, euch, Bürger Frankfurts, dir Deutschland, du Vaterland der Dichter und Denker, euch Allen, die ihr aus allen Weltgegenden Germaniens zu diesem Nationalfest geeilt seid, reichen wir die Bruderhand und bringen Euch mit dieser Fahne unserer Brüder Gruß. Die freie Schweiz ist gekommen, mit dem freien Deutschland sich zu verbrüdern!" Nach unendlichem Beifall und einer herzlichen Antwort des Schützenfestpräsidenten Dr. Müller wurde die eidgenössische Fahne unter dem Reichspanner neben dem Frankfurter Panner aufgepflanzt. — Als an diesem Tag beim Essen in der Festhalle ein deutscher Redner, Metz von Darmstadt, in einer sonst wohlgemeinten vaterländisch gesinnten Rede von den Schmerzenskindern Deutschlands, Schleswig-Holstein und Kurhessen, sprach und unglücklicher Weise auch die Oesterreicher darunter begriff, da trat ein Tyroler, Professor Wildauer von Insbruck mit feurigen Worten dagegen auf und sagte, daß die Oesterreicher nicht Schmerzenskinder, sondern, mit ihrem Kaiser eins, wahre ächte Deutsche, Glieder des großen Vaterlandes seien, welche die Marchen desselben am Rhein und an der Etsch schon oft mit ihrem Herzblut vertheidigt haben. Als nun Andersgesinnte den Redner mehrmals zu unterbrechen suchten, und den Ruf „herab" hören ließen, da riefen die Schweizer und Frankfurter, indem sie sich um die Tribüne schaarten: „Redefreiheit! Laßt ihn sprechen!" Da die Reihe der Reden an Oberst Kurz von Bern kam, so legte derselbe den versammelten Deutschen ans Herz, daß zur Freiheit auch die Achtung des freien Wortes gehöre. Mit dieser Gewohnheit des freien Wortes seien die Schweizer gekommen, ebenfalls verschiedener Abstammung, verschiedene Sprachen sprechend, abweichender Glaubensbekenntnisse und Grundsätze, aber Alle mit einem Herzen, als einige Schweizer, ja mit einem deutschen Herzen. Er mahnte zur Vereinigung und Duldung, und schloß mit Dankesworten und einem Hoch auf den Festausschuß und die ganze Bevölkerung Frankfurts. Allgemeiner Jubel und Dank war der Lohn seiner herzlichen Worte. So gieng die kleine Wolke am Festhimmel vorüber, durch Mitwirkung des guten Windes, der von den Schweizeralpen wehte. An diesem Tag gewannen die Schweizerschützen wiederum die meisten Becher.

Am vierten und fünften Festtag (16. und 17. Juli) nahm das Schießen und Toastiren, das Preise erringen und Reden und das ganze Festleben seinen regelmäßigen Fortgang. Herzog Ernst von Koburg nahm in einer kurzen, aber gemüthvollen Rede öffentlichen Abschied von den

Frankfurtern und dem Feste. Regierungsrath Schenker von Solothurn brachte auf die fortdauernde Freundschaft der Schweizerschützen mit den Deutschen ein Hoch aus. Am 17. nahm sodann das Comite der Schweizer offiziellen Abschied mit einer herzlichen Danksagung, welche sogleich veröffentlicht wurde.

Am 17. fand der zweite Schützentag (Verhandlung der Gesellschaft) statt unter dem Präsidium des Herzogs Ernst, und wurde beschlossen, das nächste Schützenfest in der freien Stadt Bremen abzuhalten. Die Gesammtzahl aller Mitglieder der Gesellschaft war in diesem Zeitpunkt auf 11,000 gestiegen. Am nämlichen Tag sprach von Schweizern noch Dr. Brenner von Basel, zu Ehren des freien deutschen Volksgeistes. — Abends fand auf einer vor der Festhalle aufgerichteten Estrade vor 25,000 Zuschauern die Aufführung eines allegorischen Festspieles, in Dichtung und Gesang, durch den Liederkranz statt.

Der Freitag (18.) wurde durch ein über alle Beschreibung prächtiges und mannigfaltiges Feuerwerk, und der darauf folgende Abend (19.) durch eine Gesang-Aufführung der verbündeten Frankfurter Gesangvereine gekrönt.

An den übrigen Tagen 20., 21., 22. Juli nahm das Fest seinen gewohnten Verlauf. Unter den letzten Rednern, die auftraten, war auch der eben aus dem Schooß der Bundesversammlung in Bern anlangende Nationalrath Curti von St. Gallen, dessen flammende Worte einen wahren Begeisterungssturm erregten. Um 8 Uhr Abends des 22. Juli verkündeten 25 Kanonenschüsse das Ende des Schießens und begleiteten zugleich den Abzug der, wie die Schweizer, vielgefeierten Tyroler und Bayern. Am 23. fand die Preisvertheilung statt, soweit die Preise ausgemittelt waren.

Es sind während des Festes wenigstens 435,000 Schüsse gethan und bei 160,000 Gulden eingenommen worden (inbegriffen das Eintrittsgeld in den eingezäunten Festplatz von 30 Kr. für die Nichtschützen). Der Gesammtwerth der Gewinne betrug 130,900 Gulden oder circa 274,890 Schweizerfranken, wovon die Gaben in Baar aus neuen, schöngeprägten Frankfurter Festthalern oder in Dukaten bestanden. Von den 948 Nummernbechern (à fl. 30 Werth) erhielten die Schweizer nicht weniger als 336, also über einen Drittheil, so daß auf den dritten Mann der nach Frankfurt gezogenen Schweizer, wovon manche nicht schossen, ein Becher und mehr kam. Knutti von Basel hatte die meisten Nummern im Stand, Sturzenegger von Trogen die meisten im Feld. — In den nur für die deutsche Schützen bestimmten zwei Festscheiben hatten:

1) Auf der Feldfestscheibe „Heimath": August Böllert in Düsseldorf mit 39 Punkten den ersten Preis: 1000 Festthaler (fl. 1750), Ehrengabe vom Senat in Frankfurt.

2) Auf der Standfestscheibe „Deutschland": Bechtel, Holzhändler in Hanau, mit 14 Theilern, den ersten Preis: die Ehrengabe der Stadt Wien fl. 1300 (Elfenbein-Pokal).

Von Schweizern haben bedeutende Preise erlangt:

1) Im Feldstich.

Scheibe „Schill: J. Feldmann von Glarus, 39 Punkt, den ersten Preis: Ehrengabe des Herzogs Ernst von Koburg, silbernes Trinkhorn, fl. 368.

Scheibe „Palm": Weber von Hausen, mit 40 Punkten den ersten Preis: fl. 500 (Oelgemälde).

Scheibe „Andreas Hofer": Fridolin Switter von Näfels erster Preis: silbernes Besteck, fl. 400.

Scheibe „Körner": Müller in Winterthur vierter Preis: Goldene Uhr, fl. 140.

2) Im Standstich:

Scheibe „Rhein": Faßbind von Luzern 3. Preis, 55 Theiler: Stutzer von Nürnberg; Dr. Schärer von Bern 11. Preis; Hermann von Unterwalden.

Scheibe „Donau": Pünterer von Altorf, 5. Preis: Pokal der Gesangvereine von Frankfurt.

Scheibe „Elbe": Bräm von Winterthur, 8. Preis.

Scheibe „Weser": Hausammann von Erlen, 1. Preis: 100 Dukaten.

Scheibe „Oder": Hotz von Fällanden, 2. Preis: Gewehr der „Germania" von Gent.

Schlicht und doch pfiffig.

Ein lustiger, gutmüthiger Kauz hatte ein artiges Fraueli. Aber eine Zeit lang hat dasselbe schier hoffärtig werden wollen und gemeint, es mache Alles im Hause und der Mann viel zu wenig. Eines Morgens sagte die Frau halb im Scherz und halb im Ernst zum Mann: „Wenn ich so langsam spinnen würde, wie du arbeiten, so wollte ich das Nachtessen bleiben lassen." — Der Mann sagte nichts, machte sich etwas in der Stube zu schaffen und gieng dann seiner Arbeit nach, oben im Berg in das Holz. — „Wo hast du aber den Kellerschlüssel hingethan"? fragte das hungrige Weib den spät Abends heimkehrenden Mann. „Nichts zu Mittag und nichts zu Nacht habe ich kochen können, du weißt ja, daß Alles im Keller verschlossen ist." — Da lachte der pfiffige Mann und nahm den Schlüssel unter dem wenigen Werch an der Kunkel hervor, unter das er ihn des Morgens versteckt hatte, das aber noch nicht abgesponnen war. „Jä lue, mis lieb's Mädi," sagte er, „hättisch fliißiger g'spunne, so hättisch ne gfunde u z'Esse besser verdienet. Gäll i ha di!"

Ein Spruch der Weisheit.

Schreibe Beleidigungen in den Sand, aber Wohlthaten grabe in Marmor.

Fertiges und nicht fertiges Papier.

Sie schreiben doch nichts auf mich, sagte ein liederlicher Geselle zu einem Zeitungsredaktor. „Bleiben Sie ruhig," antwortete dieser, „ich schreibe nur auf fertiges Papier."

Das gefährliche Recept.

„Haben Sie meinem Recepte gefolgt?" fragte der Arzt einen Kranken, der nicht gerne Mittel einnahm. „Wenn ich Ihrem Recepte gefolgt wäre, so würde ich zu Tode gefallen sein, denn ich habe es zum Fenster hinausgeworfen," antwortete dieser.

Das Buch der Weisheit.

Ein Weiser gab einem jungen Manne, der ihn bat, er möge ihm doch ein Buch vorschlagen, woraus er Weisheit lernen könne, folgenden Rath: „Nehmen Sie ein Buch weißes Papier und zeichnen Sie Alles auf, was Ihnen in Ihrem Leben Merkwürdiges vorkommt. Die Welt ist die beste Schule für einen beobachtenden Kopf."

Spitzige Antwort.

Ein Knabe rief während der Unterrichtsstunde dem Lehrer: „Herr N., ich habe das nicht verstanden." — „Man wirft die Perlen nicht vor die Schweine," antwortete ihm der Lehrer. — „Herr N., ich bin keine Perle," entgegnete ruhig der Schüler.

Merkwürdige Gottesdienstlichkeit.

Christen aus der Lägeren geht Sonntag Morgens bei Sämi im Chrumi vorbei und schreit ihm. Sämi thut das Läufterli auf: „Guete Tag, was git's?" — Christen: „Chunsch z'Predig?" — „La gschaue," sagt Sämi, verschwindet im Läufterli, kehrt bald wieder und sagt: „Nei, i ha no Tuback; aber der Bueb cha cho, er mueß doch ga Salz reiche."

Wann man sagt Fränkli, und wann Franken.

Wer Geld zu fordern hat, sagt Fränkli, wer solches bezahlt hat, sagt Franken. — So sagt ein Krämer, den man fragt, was

kostet das? „7 Fränkli.“ Findet man es aber zu theuer, so sagt er: „Ja ich habe sicher selber dafür 6½ Franken bezahlt.“ Das Wort Fränkli ist ein Zeichen des Leichtsinns unserer Zeit, in dem man auf den Leichtsinn der Leute spekulirt, um ihnen das Geld aus der Tasche zu locken. Man hätte früher von keinem Fünfbätzler so geringfügig gesprochen.

Zwei Weiber am Brunnen.

„Habt ihr je zwei Weiber am Brunnen gesehn, sagte Einer, man kann mit keinem Messer dazwischen, so geschwind reden sie.“ „Ja! Aber habt ihr auch schon drei gesehn,“ bemerkte ein Anderer. „Das ist noch viel lustiger, da möchte die Dritte immer reden und kann ob der zwei Andern nie zu Wort kommen.“

Die Spinnerin.

Nur Garn und Wolle spinnen,
Macht mager, müd und bleich:
Und spännst du wie von Sinnen,
S'wird selten eine reich.

Hübsch händeln und hausiren,
Sich drehen mit der Welt
Und nie sich sehr genieren
Bringt gute Tag' und Geld.

Doch arm sein oder g'winnen,
Gott schauet Beidem zu, —
Ich will viel lieber spinnen
Und haben im Herzen Ruh.

Das Sinnbild des Evangelisten Lucas.

Ein Fremder schrieb in einer Gaststube ganz ruhig einen Brief, ohne sich um ein paar junge, muthwillige Leute, die im Zimmer lärmten, zu kümmern. Diese suchten den Fremden zu necken; einer von ihnen stellte sich neben den Schreibenden und frug unverschämt: „Wer sind Sie?“ Der Fremde schreibt ruhig fort. „Nun wer sind Sie denn? Wie heißen Sie?“ — Endlich antwortete dieser: „Seit Sie neben mir stehen, bin ich der Evangelist Lukas.“ (Die Evangelisten werden nemlich oft mit ihren Sinnbildern aus der Offenbarung Johannis abgebildet, und zwar Lukas mit einem neben ihm stehenden Ochsen).

Die Schlacht bei Morgarten.

(Mit einer Abbildung.)

Kaiser Albrecht von Oesterreich sann auf Rache gegen die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden, weil diese aufs Neujahr 1308 die tyrannischen Vögte verjagt hatten. Im April gleichen Jahres kam er mit zahlreichem Gefolge nach der Veste Baden im Aargau und beabsichtigte, die rebellischen Bergbauern, wie er die Eidgenossen nannte, ihrer Freiheit wieder zu berauben. Allein am 1. Mai 1308 wurde er bei Windisch von seinem Neffen, Herzog Johann von Schwaben, ermordet. Erst im Jahr 1315 fanden seine Söhne, die Herzoge Friedrich und Leopold von Oesterreich, Zeit und Anlaß, ihrem Haß gegen die Waldstätte Luft zumachen. Im deutschen Reiche war nemlich Krieg wegen einer doppelten Kaiserwahl. In Helvetien erklärten sich die habsburgischen Erblande für Herzog Friedrich von Oesterreich, des ermordeten Albrechts Sohn, die drei Waldstätte dagegen für Herzog Ludwig von Bayern, den rechtmäßig zu Aachen gekrönten Kaiser. Darüber ergrimmte Herzog Leopold von Oesterreich, des Gegenkaisers Friedrich des Schönen Bruder, und drohte den drei Ländern mit Rache.

Im Wintermonat 1315 hielt er zu Baden

Die Schlacht bei Morgarten.

im Aargau auf der alten Burg, Stein zu Baden genannt, Versammlung der vornehmsten Ritter und Kriegsrath. Es wurde beschlossen, der Sammelplatz des Heeres solle in Zug sein; von da solle der Herzog die Schwyzer, um sie irre zu führen, glauben machen, er wolle über Art einbrechen, dann aber unvermerkt den minder langen Weg über Egeri, Morgarten und den Sattel einschlagen, um Schwyz, den Hauptort des Landes, unversehens von hinten zu überfallen. — Am 15. November sammelte sich Alles, was mit dem Heere Leopolds ziehen sollte, in der Stadt Zug. Zahlreiches Volk strömte von allen Seiten dahin. Ritter aus allen österreichischen und mit Oesterreich verbundenen Landen traten dort zusammen. Herzog Leopold prahlte übermüthig, morgen werde er die Bäuerlein zu Hunderten zertreten. — Zur nemlichen Zeit mahnten die Schwyzer ihre Bundesbrüder von Uri und Unterwalden dringend zu plötzlicher Hülfe. Das Volk war voll Muthes. Nur wußte man noch nicht, von welcher Seite der Angriff des Feindes erfolgen werde. Da sandte am 15. Wintermonat bei Anbruch des Tages Heinrich von Hünenberg, ein Edelmann aus dem Lande Zug, zwar ein Dienstmann des Herzogs, aber im Herzen den Schwyzern wohlgesinnt, bei Art zu dem schwyzerischen Wachtposten einen Pfeil mit einem angehängten Zeddel, worauf geschrieben stand: „Morgen hütet euch vor Morgarten!“ Schnell wurde der gute Rath bekannt. — Am Abend des 15. langten 400 Mann von Uri in Brunnen an; um Mitternacht folgten ihnen 360 Unterwaldner; alle zogen geräuschlos nach Schwyz, wo schon 600 streitbare Männer unter den Waffen standen. Nun betete das ganze Volk zu Gott um Sieg, und dann zogen noch vor Tag die 1300 hinter die Anhöhen des Sattels, von wo sie den Egeri-See übersehen konnten.

Noch war es Nacht, als die gewaltige Streitmacht des Herzogs von Zug aufbrach an der Spitze die zahlreiche Reiterei. Hoch ragte Leopold durch seinen goldbekrönten und federgeschmückten Helm über die andern empor. Gegen 7 Uhr langte die Spitze des Zuges bei Unter-Egeri am Ufer des Sees an, und jetzt konnten die Eidgenossen von den Höhen des Sattels den heranrückenden Feind sehen, ohne jedoch von diesem bemerkt zu werden. Inzwischen hatten sich 50, wegen Frevels und Schlägereien des Landes Verwiesene, von treuer Liebe zur Heimath geleitet, auf die Höhen des Morgarten an einen Ort begeben, von wo aus sie unbemerkt den Feind beschädigen konnten, zu welchem Zwecke sie dort große Holzblöcke und Steine zusammenhäuften. Der Abhang des Berges unter ihnen, bis zum See, war steil. Hier belauschten sie das Heranrücken des Feindes. Als nun ein Theil der Reiterei unten den engsten Weg passirt hatte und der dichter gedrängte Haufen folgte, so rollten die Fünfzig ihre großen Steine und Baumstämme hinunter und schleuderten die kleinen Steine mit starker Hand auf den Feind. So brachten sie Schrecken, Unordnung und Tod in die feindlichen Schaaren; die Baumstämme verrammelten den Weg und waren dem Vorrücken wie dem Zurückweichen der Ritter hinderlich. Von den Höhen des nahen Sattels sahen die 1300 die Verwirrung des feindlichen Zuges; plötzlich brachen sie mit furchtbarem Kriegsgeschrei hervor, fielen den Feind sowohl von vorn als besonders von der Seite längs dem Abhange des Berges an, warfen mit Macht ihre Wurfspieße in die Leiber der Pferde; diese bäumten sich, warfen die Reiter ab,

zertraten sie oder sprangen mit ihnen ins Wasser. Nun konnten dem Berg entlang die Eidgenossen den Feind auch mit ihren Streitäxten und Keulen erreichen. Die Reiter waren wie wehrlos; wegen des engen Weges und des dichten Getränges konnten sie ihre Pferde nicht wenden und den rechten Arm, da sie von der linken Seite angegriffen waren, nicht brauchen. Das Fußvolk hinten im Zuge drängte vorwärts und versperrte dadurch den Weg zur Flucht. Viele der hart bedrängten Reiter suchten in dieser schrecklichen Verwirrung freiwillig den Tod im See. Der starke Arm und die Keulen der Eidgenossen schlugen furchtbare Lücken in den Feind. Endlich war der Zug hinten wieder offen; man vernahm dort den Sieg der „Bergbauern"; jeder dachte jetzt auf Rettung und suchte sein Heil in der Flucht. Die Sieger ließen fliehen wer wollte und blieben auf der Wahlstatt. Beinahe dem ganzen See entlang war das Ufer von Todten überdeckt, darunter viele Hundert vornehme und stolze Ritter, so unter andern auch Beringer von Landenberg, der im Jahr 1308 vertriebene Landvogt von Unterwalden, auch zwei Geßler, Verwandte des von Tell erschossenen Tyrannen. Dem Herzog Leopold gelang es, auf Abwegen geleitet, nach Zürich zu entfliehen Die Eidgenossen verloren nur 15 Todte. Schon um 9 Uhr Vormittags war dieser glänzende Sieg von 1300 Eidgenossen über 20,000 Feinde erfochten. Unter den Streitern und Siegern von Uri soll auch Wilhelm Tell gewesen sein. Die 50 Verwiesenen wurden unter allgemeinem Jubel wieder zu Bürgern aufgenommen. Nachmittags kehrten die 1300 Sieger, mit Beute beladen über den Sattel nach Schwyz zurück.

Liebesgaben für Glarus.

Der Hinkende Bote schließt mit dem großartigen Zeugnisse christlicher Wohlthätigkeit, welches nicht nur die Schweiz und Europa, sondern die ganze civilisirte Welt bei Anlaß des schrecklichen Brandes in Glarus (S. den Hink. Boten von 1862) abgelegt hat. Nach dem kürzlich erschienenen amtlichen Schlußberichte betragen nemlich die Liebesgaben für Glarus im Ganzen Fr. 2,754,606. 29 Ct. — Von dieser Summe fallen auf die Schweiz Fr. 2,208,197. 41 Ct., und auf das Ausland Fr. 541,293. 17 Ct., dazu Verschiedenes Fr. 2,115. 62 Ct.

Im einzelnen haben (unter Weglassung der Centimes) beigetragen:

im Inland: Zürich Fr. 392,114. Bern Fr. 181,516. Luzern Fr. 43,050. Uri 10,449. Schwyz Fr. 21,772. Nidwalden Fr. 5,286. Obwalden Fr. 5,963. Glarus Fr. 520,804. Zug Fr. 19,657. Freiburg Fr. 23,372. Solothurn Fr. 31,328. Baselstadt Fr. 128,700. Baselland Fr. 22,403. Schaffhausen Fr 26,268. Appenzell A. Rh. Fr. 45,218. Appenzell J. Rh Fr. 4,243. St. Gallen Fr. 145,049. Graubünden Fr. 49,137. Aargau Fr. 103,056. Thurgau Fr. 80,266. Tessin Fr. 24,641. Waadt Fr. 132,782. Wallis Fr. 16,776. Neuenburg Fr. 72,288. Genf 88,721. Eidg. Freischießen Fr. 13,327.

Im Ausland: Baden Fr. 17,802. Bayern Fr. 9,120. Braunschweig Fr. 271. Bremen Fr. 9,018. Frankfurt Fr. 18,557. Hamburg Fr. 20,344. Hannover Fr. 378. Hessen-Kassel Fr. 1,081. Hessen-Homburg Fr. 285. Hessen-Darmstadt Fr. 3,279. Lübeck Fr. 1,177. Mecklenburg Fr. 768. Nassau Fr. 405. Oesterreich Fr. 23,291. Preußen Fr. 12,158. Sachsen Fr. 8,335. Thüringen Fr. 310. Würtemberg Fr. 27,038. Frankreich Fr. 92,073. Großbritannien Fr. 46,740. Holland Fr. 35,065. Belgien Fr. 4,893. Italien Fr. 57,140. Spanien Fr. 8,307. Portugal Fr. 4,804. Rußland Fr. 19,712. Türkei Fr 33,165. Persien Fr 300. China und Japan Fr. 1,505. Amerika Fr. 86,957.

Stämpflische Buchdruckerei (G. Hünerwadel) Postgasse 44 in Bern.